

"Und es bewegt sich doch" - Gruppendynamik und politische Kultur in der Alternativbewegung

Volmerg, Ute; Jegher, Stella; Rittwagen, Thomas; Weimann, Klaus

Postprint / Postprint

Arbeitspapier / working paper

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung (HSFK)

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Volmerg, U., Jegher, S., Rittwagen, T., & Weimann, K. (1991). "Und es bewegt sich doch" - Gruppendynamik und politische Kultur in der Alternativbewegung. (HSFK-Report, 5/1991). Frankfurt am Main: Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-93673-2>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

HSFK-Report 5/1991



HESSISCHE
STIFTUNG
FRIEDENS-UND
KONFLIKT-
FORSCHUNG

BIBLIOTHEK
DER HESSISCHEN STIFTUNG
FRIEDENS- UND KONFLIKTFORSCHUNG

Ute Volmerg / Stella Jegher /
Thomas Rittwagen / Klaus Weimann

**“Und es bewegt sich doch” –
Gruppendynamik und politische Kultur
in der Alternativbewegung**

Bericht über ein Fortbildungsprojekt

HSFK-Report 5/1991

Frankfurt am Main

**HESSISCHE
STIFTUNG
FRIEDENS-UND
KONFLIKT-
FORSCHUNG**

BIBLIOTHEK
DER HESSISCHEN STIFTUNG
FRIEDENS- UND KONFLIKTFORSCHUNG

Ute Volmerg / Stella Jegher /
Thomas Rittwagen / Klaus Weimann

**“Und es bewegt sich doch” –
Gruppendynamik und politische Kultur
in der Alternativbewegung**

Bericht über ein Fortbildungsprojekt

HSFK-Report 5/1991
Oktober 1991

© Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung (HSFK)

Adresse der Autoren:

c/o Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung

Leimenrode 29

D-6000 Frankfurt/Main 1

Telefon 069 / 550191

Telefax 069 / 558481

ISBN 3-926197-96-X

DM 12,00

ZUSAMMENFASSUNG

In dem Bericht werden interne Schwierigkeiten alternativer Gruppen untersucht, an denen die politische Wirksamkeit nach außen häufig scheitert. Machtkonflikte, Unverbindlichkeit, Fluktuation, Kurzlebigkeit, Motivationsschwund, Leitungskonflikte, Spaltung, Aktionismus u.ä. Anhand der Entwicklung einer politischen Fortbildungsgruppe werden die Ursachen solcher Schwierigkeiten nachvollzogen und Wege ihrer Überwindung beschrieben.

Inhaltsübersicht

Seite

Vorwort	2
1. Die Projektidee	3
2. Das Politische im Alltagsverständnis	4
3. Die Gruppe	5
4. Der Grundkonflikt: eine institutionalisierte Fortbildung für die Bewegung	6
Aus der Sicht einer Teilnehmerin Stella Jegher: Strukturelle Prozesse in Alternativ- gruppen	7
5. Von der Freiheit zu gehen und dem Zwang zur Auseinandersetzung	8
Aus der Sicht eines Teilnehmers Klaus Weimann: Über die Pausen zwischen den Treffen und das Wiedersehen der Gruppe	10
Über die Projektgruppe und meine Friedensgruppe	11
6. Persönlich oder politisch?	12
Aus der Sicht eines Teilnehmers Thomas Rittwagen: Keine Macht für niemand - Zwei Lesarten	14
7. Macht heißt Machtmißbrauch	17
Aus der Sicht eines Teilnehmers Klaus Weimann: Über Motive des politischen Handelns	18
8. Der Wunsch nach Gleichheit und die Angst vor Differenzierung	19
Aus der Sicht einer Teilnehmerin Stella Jegher: Von der Norm, alles gemeinsam zu machen	21
9. Konfrontation mit dem Tod	22
Aus der Sicht eines Teilnehmers Klaus Weimann: Über Konflikte und Konflikttraining	24
Nachwort	25
Das zweite Kursangebot	27

Vorwort

Dies ist der Bericht über die Entwicklung einer Gruppe politisch engagierter Frauen und Männer, die an einer Fortbildung für wirksames Handeln in politischen Konflikten teilgenommen haben. Gruppenprozesse lassen sich von denjenigen, die nicht dabei waren, schwer nachvollziehen. Der Bericht legt daher den Schwerpunkt nicht auf die Ereignisse sondern auf Erkenntnisse, die bei der Arbeit gewonnen wurde. Es wurden die ausgewählt, von denen wir glauben, daß sie auch für andere Menschen, die sich in alternativen Gruppen für Ziele der Gesellschaftsveränderung engagieren, bedeutsam sind.

Der Bericht enthält Texte, die aus zwei verschiedenen Perspektiven geschrieben wurden: aus der Sicht der Leitung und aus der Sicht der TeilnehmerInnen. Am Ende der eineinhalbjährigen Zusammenarbeit hatten wir den Wunsch, die hart erarbeiteten Einsichten auch anderen zugänglich zu machen. Aus der Kursgruppe bildete sich eine Untergruppe von fünf Personen, die dieses Publikationsprojekt bis zu seinem Abschluß verfolgten. Beteiligt sind dennoch alle daran, Thomas Bein, der mit mir den Kurs zusammen konzipiert und geleitet hat, und alle anderen TeilnehmerInnen, die hier nicht namentlich erwähnt sind. An dieser Stelle möchte ich auch den Institutionen danken, die durch ihre Unterstützung das Projekt ermöglicht haben: der Hessischen Stiftung für Friedens- und Konfliktforschung und der Berghofstiftung für Konfliktforschung.

Die Textgestaltung bringt die unterschiedlichen Rollen und Perspektiven der AutorInnen zur Anschauung. Stella Jegher, Thomas Rittwagen und Klaus Weimann nehmen als TeilnehmerInnen zu einzelnen Aspekten der Gruppenerfahrung Stellung. Sie versuchen, Wirkungen auf ihr Verhalten und ihre Einstellungen zu beschreiben und schlagen den Bogen zur politischen Alltagspraxis in Basisinitiativen. Mit meinem Text möchte ich Einblick geben in die Konzeption und den Ablauf dieses Fortbildungsexperiments. Ich schildere die innere Entwicklungsdynamik und die Themen der Kursgruppe aus meiner Sicht als Leiterin. Die Texte der TeilnehmerInnen sind an passender Stelle in meinen kontinuierlichen Text eingefügt und entsprechend gekennzeichnet. Eine Teilnehmerin, Elke Begander, hat die Redaktion übernommen.

1. Die Projektidee

"... und es bewegt sich doch" hieß der Titel eines Fortbildungsprojektes "für wirksames Handeln in politischen Konflikten". Es wandte sich an "Männer und Frauen, die in Bürgerinitiativen, in Dritte Welt-, Frauen-, Friedens- oder Ökologiefragen engagiert sind und etwas bewegen, bewirken, verändern wollen". Hintergrund dieses Angebots war die Erfahrung und Beobachtung, daß viele Initiativen und Basisgruppen der neuen sozialen Bewegungen an gruppenspezifischen Problemen scheitern. Die Initiatoren des Projekts, Thomas Bein, Mitglied des Forums für praxisbezogene Friedensforschung in Basel und ich, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung, Frankfurt, kannten diese Probleme aus eigenen Erfahrungen. Einmal aus der Rolle des Mitglieds politisch engagierter Gruppen und zum anderen aus der Beratung, Begleitung und Anleitung von Gruppenprozessen. Thomas Bein arbeitet im Hauptberuf als Studienleiter bei der Evangelischen Heimstätte Leuenberg in der Schweiz und organisiert dort Seminare, Gruppeninitiativen und Tagungen. Meine Kenntnisse über Gruppenprozesse basieren auf einer gruppenspezifischen Ausbildung und ihrer Anwendung bei der Konfliktberatung von Organisationen, Gruppen und einzelnen. Beratungsanfragen kommen aber in erster Linie aus sozialen Arbeitsfeldern und aus der Wirtschaft, selten aus dem politischen Feld. Auf diesem Hintergrund entschlossen wir uns, ein spezielles Fortbildungsangebot für politisch Engagierte zu entwickeln und es auf dem "freien Markt" anzubieten.

Das Fortbildungsangebot sah sechs Treffen in insgesamt eineinhalb Jahren vor. Drei Treffen sollten fünf Tage und drei Treffen zweieinhalb Tage dauern. Als Arbeitsform - so schrieben wir im Ausschreibungsprospekt - "stellen wir uns eine geschlossene, relativ homogene Gruppe von ca. 16 Personen vor ... Die Abstände zwischen den Gruppentreffen sind so geplant, daß die politischen Erfahrungen des Alltags genügend Gewicht erhalten können, um zum Thema in den Veranstaltungen zu werden. Das Projekt soll politische Praxis nicht ersetzen, sondern sie begleiten. Die Aufgabe der Gruppe ist es:

- den Teilnehmern einen Rückhalt zu bieten, um ihre politische Praxis zu reflektieren und zu überprüfen;
- politische Projekte und Experimente während der Fortbildungszeit beratend zu begleiten;
- den Teilnehmern die Möglichkeit zu bieten, im Hier und Jetzt des Gruppenprozesses neue Erfahrungen im Umgang mit Konflikten zu machen und alte zu überprüfen.

Auseinandersetzungen um die 'richtige Überzeugung', das 'richtige Vorgehen', um Macht, Einfluß, Führung und Verantwortung, um gelungene und mißlungene Einigungen kommen in jeder Gruppe vor. Es gilt, diese Auseinandersetzungen mit geeigneten Methoden als Lernmöglichkeiten zu nutzen und ihre Bedeutung für die politische Praxis zu prüfen. Mit diesem Ziel steht das gesamte Projekt (Planung, Entscheidung, Durchführung) als Übungsfeld für politisches Handeln zur Verfügung."

2. Das Politische im Alltagsverständnis

Schon bei der Entwicklung dieses Konzepts, das wir mit Kollegen und politisch Interessierten diskutierten, stießen wir auf Zweifel am Erfolg unseres Unternehmens: Würde solch eine Fortbildungsgruppe überhaupt zustande kommen? Die Fähigkeit, politisch zu denken und zu handeln, wird weithin auf persönliches Interesse oder Talent zurückgeführt. Man hat es, oder man hat es nicht. Wer sich der Politik verschreibt, muß sich dazu entweder berufen fühlen oder aber Spaß an Machtspielen und Selbstinszenierungen haben. In Deutschland wird politisches Engagement immer noch nicht als eine Tugend betrachtet. Im Zusammenhang mit unserer faschistischen Vergangenheit hat es den Geruch von Einseitigkeit, Manipulation und Machtmißbrauch. Im Alltagsverständnis hat Politik mit Kompetenz nichts zu tun. Sie wird, wenn überhaupt, den Verwaltungsfachleuten zugeschrieben; Politiker sind für die Richtung zuständig. Diese Auffassung des Politischen ist sowohl in rechten als auch in linken Kreisen verbreitet. Auf der linken Seite kommt sie als Mißtrauen gegenüber allen institutionalisierten Politikprozessen zum Ausdruck; auf der rechten Seite wird Politik als Machtspiel fatalistisch bejaht: Politik ist eben ein schmutziges Geschäft, wer daran etwas ändern will, ist ein linker Idealist.

Mit unserem Fortbildungsangebot wollten wir daran etwas ändern. Wir betrachten die Fähigkeit, politisch zu denken und zu handeln, nicht als etwas Gegebenes, sondern als etwas, das erlernt und geübt werden kann und muß. Dabei kommt es auf Problembewußtsein, Wachsamkeit, Planungs- und Organisationsfähigkeit, persönliche Unabhängigkeit, Durchhalte- und Stehvermögen, Konflikt- und Kompromißfähigkeit an.

Unser Fortbildungsangebot traf bei unseren Kollegen jedoch auf das Alltagsverständnis des Politischen. Dazu gehört auch, daß politisches Engagement als Privatangelegenheit betrachtet wird, als ein Freizeitvergnügen, das jeder tun oder auch lassen kann. Im beruflichen Feld ist die Notwendigkeit von Fortbildung anerkannt. Nicht so im politischen Bereich. Hier gibt es zwar den Redenschreiber oder den persönlichen Berater, aber Gruppentrainer für Fraktionen oder Parteien oder gar Organisationsberater werden selten oder nie gefragt. Das Ungewöhnliche des Vorhabens wurde uns auch an der Schwierigkeit deutlich, einen Preis für unser Leistungsangebot festzusetzen. Politische Bildung gibt es in der Regel umsonst, sie liegt in der Hand der Schulen, der Kirchen oder öffentlich subventionierter politischer Akademien. Das hat einerseits Vorteile für die Unabhängigkeit der Angebote. Politische Bildung muß nicht im Sinne eines spezifischen Geld- oder Auftraggebers erfolgreich sein. Auf der anderen Seite ergeben sich daraus Nachteile für die Wertschätzung und Verbindlichkeit von politischer Bildung. An beidem aber war uns gelegen. So entschlossen wir uns zu einer Teilnahmegebühr, die ungefähr die Hälfte ähnlich kompetenter Angebote auf dem freien Markt beträgt. Das war nur dadurch möglich, daß sich die Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung (HSFK) und die Berghof-Stiftung für Konfliktforschung (BSK) an der Finanzierung beteiligten.

3. Die Gruppe

Angesichts der beschriebenen Feldbedingungen schien es uns wie ein Wunder, daß sich zum ersten Treffen doch immerhin 19 Interessierte einfanden. Bis zum Schluß war offen, ob das Projekt überhaupt würde stattfinden können. Wir hatten 5000 Prospekte mit der Projektbeschreibung an Adressen von Friedensinitiativen, Bürgerinitiativen, Selbsthilfezentren, an selbstverwaltete Betriebe, Öko-, Dritte Welt- und Frauengruppen verschickt. Diese Adressen stammten zum einen Teil aus einem alternativen Adreßbuch, zum anderen aus Karteien alternativer Institutionen. Doch erst mit einer sehr kurzfristig veröffentlichten Annonce in der linken Tageszeitung "Die TAZ" hatten wir Erfolg.

Die 19 Interessenten und Interessentinnen, die sich zum ersten einwöchigen Treffen angemeldet hatten, kamen aus allen Teilen der Bewegung, aus der Bundesrepublik, der Schweiz und aus Österreich. Alle Altersstufen waren vertreten, wobei die 30-40jährigen die größte Untergruppe darstellten. Es gab Teilnehmer, die ihren Lebensunterhalt mit der politischen Arbeit verdienten (in einem Friedenszentrum, bei der Kirche, bei einer Dritte-Welt-Organisation, in einem selbstverwalteten Betrieb oder einer Selbsthilfeorganisation) und solche, die in einem bürgerlichen Beruf arbeiteten (als Hochschulprofessor, medizinisch-technische Assistentin, Therapeutin, Journalist, wissenschaftliche Mitarbeiterin, Übersetzerin und Ingenieurin). Es gab Arbeitslose, Studenten und eine Teilnehmerin, die sich auf ein sinnvolles Leben nach der Berufsarbeit vorbereiten wollte. Die Gruppe war in jeder Hinsicht so heterogen, wie es Bürger- und Basisinitiativen nur sein können. Gemeinsam war allen das Engagement gegen Unrecht, Gewalt, Unterdrückung und Ausbeutung, die Suche nach alternativen Lebensformen und die Sehnsucht nach einer besseren, herrschaftsfreieren Gesellschaft.

Für uns Leiter war von vornherein klar, daß als Übungsfeld für diese Ziele das Projekt selbst zur Verfügung stehen mußte. Die Themen und Konflikte aus der politischen Arbeit draußen sollten nicht nur diskutiert werden können; über den Austausch von Meinungen hinaus sollten neue Gruppenerfahrungen ermöglicht und alte wiederholt und reflektiert werden können. Diesem Ziel entsprechend hatten wir die erste Woche als einen offenen Prozeß angelegt, den die Gruppe mit unserer Hilfestellung im wesentlichen selbst organisieren sollte. Dabei sollten die TeilnehmerInnen versuchen, sich darüber klar zu werden, ob sie an der gesamten eineinhalbjährigen Fortbildung teilnehmen wollen. Eine positive Entscheidung sollte mit einer Vertragsunterzeichnung verbindlich gemacht werden. Inhalte der Woche waren: Kennenlernen, Definition von Interessen und Beziehungen, politische und persönliche Ziele der TeilnehmerInnen und der Leiter, Klärung der Fortbildungsbedingungen, Entscheidung und Vertragsabschluß. Zugleich erlebten alle Beteiligten die Dynamik einer Gruppe mit politisch alternativ orientierten Mitgliedern in ihrer Gründungsphase und ihr eigenes Verhalten darin. - Hierauf lag der Schwerpunkt der Reflexion. Am Ende der Woche entschieden sich trotz heftiger Konflikte untereinander und mit der Leitung 18 TeilnehmerInnen, einen Fortbildungsvertrag zu unterschreiben.

4. Der Grundkonflikt:

eine institutionalisierte Fortbildung für die Bewegung

Nach diesem ersten Treffen konnte das Experiment einer politischen Fortbildung zwar weitergehen, klargeworden waren aber auch die Schwierigkeiten und Konflikte, die in ihrer Konstruktion lagen. Es schien uns, als würden wir die Quadratur des Kreises versuchen wollen. In Basisinitiativen der Bewegung sind leiterlose Gruppen von kurzer Dauer üblich. Die verlangte Festlegung auf eineinhalb Jahre stieß auf Mißtrauen und Widerstand. In alternativen Gruppen kann in der Regel jeder kommen und gehen wie er oder sie will. Nur mit einem weitgefaßten Kündigungsrecht ließ sich dieser Punkt regeln. Ein zweites Haupthindernis lag im Angebot der Leitung der Fortbildungsgruppe durch Thomas Bein und mich. Zwar wird auch in Basisgruppen durch besonders aktive Mitglieder oder Initiatoren geleitet, doch selten sind diese Positionen klar definiert und als solche anerkannt. So verlangte die Teilnahme an der Fortbildung Festlegungen, die in entscheidenden Punkten der Gruppenkultur zuwiderliefen, aus der die meisten TeilnehmerInnen kamen. Daraus ergab sich ein Grundkonflikt zwischen der Leitung und den TeilnehmerInnen in diesem Kurs, der sich durch das gesamte Projekt zog. Wir Leiter wurden mit unserem Interesse an einer institutionalisierten Fortbildung mit klaren Regelungen und Verbindlichkeiten mit dem etablierten Pol der Gesellschaft identifiziert, von dem sich die Teilnehmer kritisch distanzieren. Ebenso erging es den Gruppenmitgliedern, die auf klare Regelungen und Verbindlichkeiten Wert legten. Auf diese Weise wurde der gesellschaftliche Konflikt zwischen Institutionen und sozialen Bewegungen in der Fortbildung selbst manifest und für alle Beteiligten ein ergiebiges Lernfeld. Wir waren vor die Aufgabe gestellt, Feindbilder und ideologische Festlegungen zu überprüfen und Möglichkeiten der Annäherung und Zusammenarbeit auszuprobieren.

Nun wären die TeilnehmerInnen nicht gekommen, wenn sie nicht auch an der Alternativkultur gelitten hätten: an der Unverbindlichkeit in der Bewegung, an der kurzen Lebensdauer und Durchhaltekraft der Initiativen, am Abbröckeln, an der Ziellosigkeit und Erfolglosigkeit, an ihrem Unvermögen, Gruppenkonflikte zu vertehen, aufzuklären und positiv zu beeinflussen, am schnellen Wechsel der Themen und an der Abhängigkeit der Initiativen von äußeren Anlässen. Alles dies kam dann auch im Laufe des Projektes vor. Es wurde ein Spiegel der Dynamik in Bewegungsgruppen und bot dank seiner andersartigen Struktur die Möglichkeit, diese Dynamik nicht nur zu wiederholen, sondern auch zu verstehen.

Aus der Sicht einer Teilnehmerin: Stella Jegher

Strukturelle Prozesse in Alternativgruppen

Immer wieder haben mich in meinen politischen Gruppen Strukturfragen beschäftigt: Einerseits, weil ich persönlich Wert lege auf klare Strukturen; andererseits aber auch, weil wir in diesen Gruppen häufig in sogenannte "Strukturdiskussionen" verstrickt waren, die, wie mir schien, die gezielte politische Arbeit behinderten. Mit anderen Worten, es stellte und stellt sich mir die Frage, wieviel Strukturen nötig sind, um politisch zu arbeiten, und mit wie wenig Strukturen das noch möglich ist. Unser Fortbildungsprojekt bot mir Gelegenheit, Antworten auf die Spur zu kommen. Vor allem gewann ich dabei die Einsicht, daß Strukturen und die Diskussionen darüber auch in Alternativgruppen unausweichlich sind - daß aber die wichtigere Frage ist, wieviel von der Struktur "offiziell" festgelegt und wieviel davon inoffiziell und unsichtbar bleibt.

1. Ein Widerspruch: Strukturfeindlichkeit und Strukturbedürfnis

Daß ich mit meinem Engagement in Bewegungen zwar gegen starre Normen und Strukturen in der Gesellschaft ankämpfe, gleichzeitig aber in meinen Gruppen auf klare Strukturen dränge, scheint an sich ein Widerspruch zu sein. Ich kann ihn mir nur damit erklären, daß ich in relativ starren Normen erzogen wurde und daraus sowohl die Abneigung gegen solche Strukturen entwickelte als auch die Erfahrung machte, daß klare Strukturen ein gewisses Maß an Sicherheit geben - die Regeln sind klar, man läuft nicht Gefahr, etwas falsch zu machen, ohne es zu wissen.

Vielleicht ist die "Alternativbewegung" überhaupt einem solchen Widerspruch ausgesetzt: von ihrem Selbstverständnis her eher strukturfeindlich (Opposition zum System, Kampf gegen konservative Normen ...), kann sie trotzdem nicht ohne eigene Struktur auskommen. Selbst "nichthierarchische", äußerlich völlig strukturlose basisdemokratische Gruppen funktionieren nach bestimmten Normen, Regeln und Abläufen, ob diese nun bewußt gewählt sind oder sich unbewußt eingestellt haben.

2. Zum Prozeß der Strukturfindung

Unsere Kursgruppe entsprach zu Beginn der gemeinsamen Arbeit einer nahezu unstrukturierten Gruppe. Fest stand lediglich, daß wir aufgrund einer bestimmten Projektausschreibung gemeinsam an gruppenspezifischen Fragen in politischen Bewegungen arbeiten wollten - zumal sich die Leitung zunächst fast völlig aus dem gemeinsamen Prozeß heraushielt. Regeln der Zusammenarbeit waren weder in der Ausschreibung noch in der Einführung des Projekts durch die Leitung vorgegeben worden. Was die einzelnen an persönlichen Erfahrungen, Normen und Vorstellungen mitbrachten, war uns gegenseitig noch weitgehend unbekannt.

Die erste Kurswoche zeigte gut, daß gemeinsames Arbeiten mit so wenig Struktur beinahe unmöglich ist. Tagelang versuchten wir, ein Thema und eine Arbeitsform zum Einstieg zu finden. Da wir aber alle ganz verschiedene Vorstellungen vom eigentlichen Sinn und Inhalt des

Projekts hatten, zudem auch die jeweiligen Erfahrungen und Auffassungen darüber, wie in einer Gruppe am besten gearbeitet wird, höchst unterschiedlich waren, ging das nicht so leicht. Die einen bemühten sich, konstruktive Vorschläge zu machen, andere verlegten sich vor allem darauf, sie zu verwerfen, dritte fühlten sich ausgeschlossen und machten das den Aktiveren zum Vorwurf.

Erst am dritten Tag fand schließlich ein Verfahrensvorschlag Konsens. Offenbar brauchte es das vorangehende Gerangel um Rollen, Sympathien und Macht, um eine minimale Struktur zu schaffen, die Entscheidungen erlaubte. Die Regeln in dieser Struktur hießen etwa so: a) Entschlüsse dürfen nicht zu schnell gefaßt werden; b) wer zu viele Vorschläge macht, wird zurückgebunden; c) gearbeitet wird erst, wenn die Rollen einigermaßen verteilt sind...

Was mich selbst angeht, sah ich mich während dieser Strukturfindung in einer mir durchaus vertrauten Rolle: Ich machte Vorschläge, verstand nicht, warum sie abgelehnt wurden, und ärgerte mich dann, daß es nicht effizienter vorwärtsging. Vermutlich ärgerte ich mich auch darüber, daß da keine Leitung war, die eingegriffen hätte. Und als schließlich ein Vorschlag durchkam (worin er bestand, habe ich mir bezeichnenderweise damals nicht aufgeschrieben!), war ich ein bißchen beleidigt, weil ich überzeugt war, daß ich denselben Vorschlag schon drei Tage früher gemacht hatte ... Andererseits war es auch mir erst nach dieser Phase, in der wir uns ein erstes Profil gegeben und dabei auch erste Konflikte ausgetragen hatten, möglich, Vorschläge (von bestimmten Personen?) zu akzeptieren und andererseits selbst auf Vorschläge zu verzichten. Jedenfalls zog ich den Schluß daraus, daß es für das eigene Durchsetzungsvermögen besser ist, sich nicht von Anfang an am Machtgerangel zu beteiligen ...

5. Von der Freiheit zu gehen und dem Zwang zur Auseinandersetzung

Schon in der ersten Woche schälten sich die zentralen Konfliktmuster heraus, unter denen die politische Arbeit in alternativen Gruppen leidet. Eines davon ist die Regelung von Spannung und Konflikt durch Flucht. Obwohl die TeilnehmerInnen es als ein zentrales Problem ihrer politischen Praxis ansehen, daß sich Initiativen auflösen, weil Leute einfach wegbleiben, zu spät oder nur sporadisch kommen, dauerte es bis zum fünften Treffen der Fortbildungsgruppe, bis spontan auf solches Verhalten reagiert wurde. Erst zu diesem Zeitpunkt, nach einem Jahr Zusammenarbeit, fand eine intensive Auseinandersetzung mit einem Zuspätkommer statt. Es konnten Ärger, Trauer, Verlassenheitsgefühle, Entwertungsgefühle und Sympathie ausgedrückt werden. Stillschweigend wurde bis dahin in der Gruppe die Norm gelebt: Hier muß jeder kommen und gehen können, wann und wie er will. Die Freiheit, sich notfalls zurückziehen zu können, sich nicht auseinandersetzen zu müssen, wurde von allen Beteiligten sehr hoch bewertet. So wurde niemand zurückgehalten, wenn er oder sie den Raum verließ; niemand wurde nach seinen Gründen oder Motiven befragt, wenn er/sie zurückkam. Jemand festzuhalten, schien in der Gruppe die gleiche Bedeutung zu haben wie jemandem Gewalt anzutun.

In einer anderen Gruppenkultur würde ein solches Verhalten vielleicht als Desinteresse gewertet werden. Hier bedeutete es Toleranz, einander freizulassen, niemanden zu zwingen. Gehen hatte die positive Bedeutung von Freiheit. Auseinandersetzung schien negativ mit Zwang assoziiert zu sein.

Die Konsequenz dieser Gruppennormen war, daß die Fortbildungsgruppe das Schicksal politischer Initiativgruppen teilte: Sie bröckelte ab. Am Ende des Projekts waren von den 18 TeilnehmerInnen noch 10 dabei. Bis zum Schluß gab es keine Sicherheit darüber, wer beim nächsten Mal noch kommen würde (trotz Vertragsabschluß). Dieser Prozeß hatte zur Folge, daß die Gruppe viel Kraft brauchte, Verluste hinzunehmen, und jedes Mal damit beschäftigt war, die Grenzen neu zu bestimmen. Immer wieder mußte sie sich ihrer Existenz und Dauer versichern. Die faktische Entwertung durch die, die die Gruppe verließen, erhöhte sowohl den Leistungsdruck als auch die Ohnmachts- und Schuldgefühle. Der Leistungsdruck läßt sich etwa so formulieren: Wir müssen noch behutsamer miteinander umgehen, damit alle bleiben können. Schuldgefühle drückten sich in der Frage aus: Haben wir wirklich alles getan? Wut und Ärger dagegen wurden selten gezeigt. Sie wurden eher ausgeklammert, schienen mit einem Tabu belegt. Auf der einen Seite gab es ein starkes Interesse daran, im Notfall auch selber gehen zu können, ohne mit Wut, Ärger und Verletztheit konfrontiert zu werden. Dahinter schien aber noch etwas anderes wirksam. Diese Gefühle auszudrücken, schien mit der Gefahr verknüpft, dann erst recht verlassen zu werden.

So mußte dieses Gruppenphänomen durchlitten werden, um an den Konsequenzen, die es hatte, auch die Nachteile der Gruppennormen in Blickfeld zu rücken. Die Kehrseite des Bemühens, einander nicht festzuhalten, war nämlich, daß niemand genau wußte, wie wichtig er oder sie in der Gruppe war. Niemand machte die Erfahrung, gebraucht zu werden. Konnte man da nicht genausogut auch wegbleiben, und keinen würde es stören? Mit dieser Begründung schied noch beim fünften Treffen ein Mitglied aus der Gruppe aus. Die Gruppennorm schaffte eine Realität, in der sich Gruppen tendenziell auflösen. Sie erlaubte es nicht nur, jederzeit zu gehen, sie stellte auch ein Klima von Orientierungs- und Beziehungslosigkeit her, in dem Gehen wahrscheinlich wird. Gerade das Bemühen der TeilnehmerInnen, einander nicht zu nahe zu treten, nicht weh zu tun, niemanden auszugrenzen, alles zu erlauben und zu integrieren, gefährdete aus der Sicht der Leitung den Zusammenhalt der Gruppe. Die TeilnehmerInnen sahen das nicht so, daß trotz ihres Bemühens um den Bestand der Gruppe der gegenteilige Effekt eintrat, kränkte und entmutigte sie zutiefst. Gerade das, was sie vermeiden wollten, einander zu kränken, trat auf eine unkontrollierbare Weise ein. Der Effekt war zunächst Ohnmacht und Hilflosigkeit, im weiteren Verlauf half diese Erfahrung verstehen, warum viele alternative Gruppen im wesentlichen um ihre Existenz ringen und nicht dazu kommen, politisch wirksam zu werden. - Jedenfalls ging es uns im Projekt so.

So schwer es uns als Leitern fiel, dieses Gruppengeschehen - das uns ja auch entwertete und entmutigte - zu akzeptieren, so sahen wir doch bald ein, daß in der Auseinandersetzung damit ein vorgängiges Lernziel des Projekts liegen mußte. Denn bevor eine Gruppe politisch arbeiten kann, muß sie überhaupt als solche erst einmal verlässlich bestehen. Entscheidungen zu treffen und Aktivitäten zu entfalten, setzt ein hohes Maß an Arbeitsfähigkeit voraus. Arbeitsfähigkeit wiederum ist nur durch Auseinandersetzung und nicht durch Konfliktvermeidung zu erreichen.

Zwischen den Treffen erhielten die Teilnehmer ausführliche Protokolle über den Gruppenprozeß und eine Zusammenfassung der Erkenntnisse, die während des Treffens erarbeitet worden waren. Die Protokolle wurden von uns Leitern anhand von Mitschriften verfaßt. Sie überbrückten die Abstände zwischen den Treffen und gaben den TeilnehmerInnen die Möglichkeit, den Gruppenprozeß noch einmal aus der Distanz zu reflektieren. Zu Beginn jedes Treffens war Raum vorgesehen, über die Protokolle zu sprechen.

Aus der Sicht eines Teilnehmers: Klaus Weimann

Über die Pausen zwischen den Treffen und das Wiedersehen der Gruppe

Nach jedem Treffen fuhr ich in der Gewißheit nach Hause, daß wir nach einiger Zeit wieder zusammenkommen würden - und ich freute mich schon auf dieses Wiedersehen. Fast immer trat dann das Erlebte erschreckend schnell in den Hintergrund, verdrängt vom Alltag, zu dem auch die heimische Friedensgruppe gehört.

Wenn dann nach Wochen das Protokoll kam, las ich es begierig, und alles wurde für kurze Zeit sehr lebendig, um dann wieder zu verblassen. Erst wenn das nächste Treffen näher rückte, stellte sich mein Bewußtsein allmählich wieder auf die Menschen ein, die ich dort wiedersehen würde, auf die Themen, die anstanden.

Dabei dominierte jedesmal die Angst, daß durch die lange Trennung und die räumliche Entfernung die Gruppe und auch die einzelnen fremd geworden wären, daß wir nicht wieder da anknüpfen könnten, wo wir das letzte Mal aufgehört hatten, daß es mühsam sein würde, die Gruppe nach einer längeren Pause wiederzubeleben.

Und dann meldeten sich Fluchtimpulse, Phantasien, daß ich nicht hinfahren würde, weil es sich nach so langer Unterbrechung nicht lohnte ... Trotzdem bin ich immer wieder das Risiko der Enttäuschung eingegangen. Wie ich später erfuhr, waren auch andere mit diesem Problem beschäftigt. Und im Laufe der Zeit sind ja auch tatsächlich einige weggeblieben, für die die Angst vor dem Risiko offenbar stärker als die Bindung an die Gruppe war.

Warum habe ich selber diesen Fluchtimpulsen nicht nachgegeben? Zunächst sagte ich mir, daß ich einfach aus einer Art Pflichtgefühl etwas Angefangenes auch zu Ende bringen wollte. Im Rückblick sehe ich das anders. Jedesmal waren nämlich beim erneuten Zusammentreffen die Gefühle der Fremdheit, der Befangenheit nur von kurzer Dauer; ich hatte immer sehr schnell wieder das alte Gruppengefühl, eine wechselnde Mischung aus Geborgenheit und Verbundenheit durch eine gemeinsame Aufgabe. Kaum hatte jede(r) von seinen/ihren Erfahrungen in der Zwischenzeit berichtet, spürte ich, daß die Gruppe auch während der Pause für mich unbewußt sehr lebendig geblieben war. Und offenbar waren bei mir die Bindung an die anderen und das Vertrauen in die Gruppe größer als alle Ängste.

Auch ohne äußere Kontakte wirkten in den Pausen zwischen den Treffen die gemeinsamen Erlebnisse und Erfahrungen weiter. Und bei genauerem Hinsehen wurde auch deutlich, daß sie

in meinen Alltag zuhause einfließen, meine Wahrnehmungen beeinflussen, sogar mein Verhalten mitbestimmen.

Andererseits lieferten gerade auch die Pausen immer wieder Material für die gemeinsame Arbeit. So konnte ich immer wieder die Wahrnehmungen und Erfahrungen in der Projektgruppe mit denen in meiner heimischen Friedensgruppe in Beziehung setzen, in der ja auch die Ambivalenz zwischen Bindung und Flucht eine große Rolle spielte. Damit wuchs das Gefühl, daß die Projektgruppe tatsächlich in vielen Details ein Spiegelbild der politischen Basisgruppen war - wenn auch durch den Rahmen, die Leitung, das durchgehende gruppenspezifische Thema, die Zusammensetzung der Gruppe und das Fehlen eines gemeinsamen konkreteren Sachthemas dort vieles anders lief, vieles möglich oder leichter war, was in der eigenen Basisgruppe an den Rand oder völlig rausgedrängt war.

Und im Laufe der Zeit stellten sich auch persönliche Beziehungen zu Gruppenmitgliedern her. Wenn ich dort war, merkte ich, daß ich sie mochte, daß ich auch deshalb gar nicht ernsthaft an Aufgaben denken konnte.

Über die Projektgruppe und meine Friedensgruppe

Als ich mich dazu entschloß, an dem Projekt teilzunehmen, hatte ich verschiedene Anliegen; u.a. wollte ich davon für meine Friedensgruppe profitieren, wollte z.B. verstehen lernen, warum in den letzten Jahren immer mehr Mitglieder verschwunden waren, warum die Arbeitsfähigkeit der Gruppe immer mehr abgenommen hatte. Und natürlich wollte ich auch erfahren, ob und wie man eine solche Entwicklung vermeiden oder aufhalten könnte. Denn auch während der anderthalb Jahre ging dieser Prozeß weiter, von dem ich wußte, daß er in vielen anderen vergleichbaren Gruppen ganz ähnlich ablief.

Anfangs glaubte ich noch, ich müßte diese konkreten Probleme aus meiner eigenen Gruppe thematisieren, um von anderen Teilnehmern Erklärungen oder gute Ratschläge zu erhalten. Ich habe das auch mehrfach versucht, fand auch Resonanz - aber die Ergebnisse waren eigentlich unbefriedigend. Alles klang zu theoretisch, und im Grunde hatte ich alles, was da gesagt wurde, schon vorher gewußt.

Erst nach mehreren Treffen wurde mir bewußt, daß ich in der Projektgruppe ganz ähnliche Vorgänge und Entwicklungen erlebte wie zuhause. Auch hier blieben Leute weg, auch hier war die Arbeitsfähigkeit der Gruppe immer wieder stark beeinträchtigt, wurde dann allerdings auch immer wieder hergestellt.

Diese Vorgänge wurden im Projekt irgendwann auch reflektiert - und durch diese Verbindung von gelebter, unmittelbarer Erfahrung und gemeinsamer Reflexion habe ich dann vieles gelernt, was ich nun auch auf meine eigene Friedensgruppe beziehen kann. Ich habe bewußt erlebt, wie wichtig für das Bestehen und die Arbeit einer Gruppe der Gruppenprozeß ist.

In meiner heimischen Gruppe hatten wir immer voll konzentriert auf die "Sache" gearbeitet, und zwar auf eine Sache, gegen die wir uns alle gemeinsam gut abgrenzen konnte. Das Persönliche, die unterschiedlichen Gefühle der Gruppenmitglieder, die Motive, die Beziehungen zwischen den einzelnen Personen hatten wir zwar immer wieder wahrgenommen - aber eher

als störende Elemente, die uns meist an der sachlichen Arbeit hinderten. So waren wir meist über die Konflikte und persönlichen Krisen hinweggegangen, hatten uns auf "die Sache" konzentriert, denn wir wollten ja handeln, und Diskussionen sollten möglichst schnell zu politischen Aktionen führen. Über die Jahre waren uns dabei all die Mitglieder abhanden gekommen, deren Bedürfnisse bei diesen Prozessen vernachlässigt wurden, die nicht als ganze Personen integriert werden konnten, für die z.B. Politik nicht etwas vom Persönlichen Abgespaltenes ist, deren Positionen und Tendenzen für die anderen so bedrohlich wirkten, daß wir sie ignorieren oder sonstwie ausgrenzen mußten ...

Nach den Erfahrungen in der Projektgruppe nehme ich jetzt die Gruppenprozesse deutlicher wahr, nehme sie vor allem viel ernster als früher. Nachdem ich schmerzlich erfahren habe, wie stark die sachliche Arbeit durch ungeklärte, ungelöste Konflikte auf der Prozeßebene behindert wird, kann ich mich leichter auf diese Dinge einlassen und mich selber bremsen, wenn ich zu schnellen Ergebnissen und Entscheidungen "in der Sache" drängen möchte.

Die größte Schwierigkeit in meiner Friedensgruppe besteht für mich jetzt darin, auch die anderen, noch verbliebenen Mitglieder dazu zu bringen, das Persönliche, das nicht deutlich zur Sache Gehörende stärker zuzulassen. Eine schnell wirkende Patentlösung gibt es dafür wohl nicht. Mit Hinweisen auf meine "gruppendynamischen Erfahrungen aus dem Projekt" bewirke ich eher das Gegenteil, nämlich Abwehr. Ich denke, die einzige Möglichkeit liegt darin, daß ich selber immer wieder die über Jahre aufgebauten Tabus breche, so daß auch die anderen nach und nach die Erfahrung machen, wie hilfreich letztlich auch für die Sache diese zunächst sachfremd scheinenden Aspekte des Gruppenlebens sind. Das aber ist schwer und wohl ein lebenslanger Lernprozeß.

6. Persönlich oder politisch?

Das zweite einwöchige Treffen hatten wir im Prospekt mit "Aufbruch" überschrieben. Es sollte, nachdem die Gruppe sich gefunden hatte, darum gehen, die verschiedenen politischen Aktivitäten und Ziele des einzelnen zu sichten, bisherige Erfahrungen auszutauschen und die Probleme einzukreisen, an denen während des Jahres gearbeitet werden sollte. Die Analyse und Beratung einzelner Fälle aus der politischen Praxis sollte die Kompetenz der Gruppenmitglieder ebenso erfahrbar machen wie die Methoden und Ziele von Leiterin und Leiter. Wir machten die Arbeitsweise von der Analyse und Diagnose des jeweiligen Problems abhängig. Möglich waren: kollegiale Beratung mit und ohne Leiter, Supervision, Organisationsberatung, theoretische Diskussion, Konfliktsimulation im Rollenspiel, Psychodrama oder auch Gestaltarbeit zu persönlichen Themen.

Wichtig war uns, daß bei der Fallarbeit das Persönliche vom Politischen nicht getrennt wurde. Gerade dieser Versuch führte zu enormen Konflikten in der Gruppe. Er löste die Befürchtung aus, wir wollten das politische Engagement der Teilnehmer auf unbewältigte Konflikte in deren Vergangenheit reduzieren. Das lag jedoch nicht in unserer Absicht. Wir

beharrten aber darauf, daß abstrakte theoretische Diskussionen über Mißstände in der Gesellschaft nicht ausreichen, um politisch wirksam zu werden. Vielmehr sei auch die Art und Weise der emotionalen Betroffenheit zu untersuchen, um durchhaltende Handlungsstrategien zu entwickeln. Die Einsicht in persönliche Motive sollte helfen, sowohl selbstgebaute Hindernisse zu erkennen als auch Energien bewußt zu nutzen, die aus lebensgeschichtlichen Erfahrungen stammen. Die wenigsten Aktionen scheitern schließlich an mangelnder Problemeinsicht, so wie es umgekehrt genug Menschen mit Problemeinsicht gibt, ohne daß sie für ihre Einsichten auch politisch aktiv werden. Also müssen auch noch andere als Verstandeskkräfte im Spiel sein.

Da wir trotz des Mißtrauens nicht davon abließen, immer wieder auch die persönliche Motivierung des geschilderten politischen Verhaltens anzufragen, kam es zum Eklat. Fünf TeilnehmerInnen wollten kündigen. Das Fortbildungsunternehmen schien gescheitert, weil TeilnehmerInnen und Leiter unterschiedliche Interessen und Ziele verfolgten. Eine neue Verhandlung über gemeinsame Voraussetzungen und Ziele stand an.

Zwar führten die TeilnehmerInnen den mangelnden Zusammenhalt in politischen Gruppen der Bewegung auch darauf zurück, daß das Persönliche draußen gehalten wurde, doch waren sie nicht bereit, diese Spaltung aufzugeben. Ein Grund dafür lag in der unausgesprochenen Gruppennorm, einander nicht zu binden und nicht zu nahe zu kommen. Ein anderer Grund lag in der Entwertung ihres politischen Engagements, die die TeilnehmerInnen bei der Verknüpfung mit persönlichen Motiven erlebten. Persönlich hieß für sie soviel wie nur persönlich, im Gegensatz zu politisch. Es schien gleichbedeutend mit privat, eigennützig, unerlaubt, unmoralisch, neurotisch, jedenfalls nicht gerechtfertigt. Wenn es auch persönliche Anteile an einem Konflikt gab, dann war man daran beteiligt und selber schuld. Damit schien die Reinheit des Engagements gefährdet, die Schuldfrage nicht mehr eindeutig zu beantworten und das Recht verlorenzugehen, gesellschaftliche Veränderungen zu fordern.

Mit der Spaltung persönlich versus politisch stehen die TeilnehmerInnen nicht alleine. Ihre Ängste vor Reduktion und Diskriminierung waren im größeren gesellschaftlichen Kontext gesehen nicht abwegig. Es ist gängige Praxis, politische Anliegen von unbequemen Gruppen nicht verarbeiteten persönlichen Konflikten zuzuschreiben und sich auf diese Weise berechtigter Kritik zu entziehen. Dabei wird das Persönliche gegen das Politische und das Politische gegen das Persönliche ausgespielt.

Wir vertraten die Position, daß beides zusammengehört: Ein Mensch kann in seiner Lebensgeschichte einschneidende Erlebnisse mit Gewalt, Unterdrückung, Ungerechtigkeit und Ausgrenzung gehabt haben und gerade deshalb die besondere Sensibilität und Kraft besitzen, sich politisch für eine herrschaftsfreiere Gesellschaft zu engagieren. Es gehörte mit zu den Zielen des Projekts, ein sich selbst diskriminierendes und verleugnendes Verständnis politischen Engagements zu problematisieren und eine positivere Besetzung der lebensgeschichtlichen Fundierung zu fördern.

Was auf der intellektuellen Ebene einleuchtet, kann trotzdem bedrohlich werden, wenn es umgesetzt werden soll. Bedeutet es doch nichts weniger, als sich schmerzhaft Wunden und Narben aus der Vergangenheit bewußt zu machen, die heute noch das Verhalten bestimmen. Die TeilnehmerInnen erlebten unsere Interventionen als unzulässige Therapeutisierung ihrer

politischen Anliegen. Sie mißtrauten der persönlichen Offenheit und Nähe, die ansatzweise zustande kam. Stand dahinter nicht die Absicht der Entblößung, Demütigung, Schuldzuweisung, Entwertung? Als wir versuchten, in der Gruppe über das Mißtrauen zu sprechen, wurde es als Forderung der Leiter nach bedingungsloser Unterwerfung mißverstanden. Es gelang uns dann doch noch, gemeinsam zu verstehen, was das zu bedeuten hatte.

Aus der Sicht eines Teilnehmers: Thomas Rittwagen

Keine Macht für niemand - Zwei Lesarten

1. Keine Macht ! Für niemand !!

Politische Arbeit ist mir sehr wichtig, und so versuche ich immer wieder, in verschiedenen Gruppen selbst aktiv zu werden. Obwohl ich mich gerne kontinuierlich "einmischen" möchte, stieg ich jedesmal nach einer Weile wieder aus. Die Hoffnung, das belastende Gefühl eigener politischer Wirkungslosigkeit und Ohnmacht durch ein Engagement in Gruppen der Friedens- oder AKW-Bewegung zu überwinden, erfüllte sich nicht.

Es dauerte einige Zeit, um zu begreifen, daß die Ursache dafür nicht nur in der Übermächtigkeit der bestehenden Verhältnisse lag (wie ich lange annahm). Dieses Gefühl der Bedeutungslosigkeit hing vielmehr auch mit der Arbeit in den Gruppen selbst, meiner Rolle dabei, zusammen. Wenn es um Entscheidungen ging, wie unsere Arbeit konkret aussehen sollte, fühlte ich mich oft nicht in der Lage, vorhandene eigene Ideen einzubringen. Tat ich es doch, so geschah es auf eine unverbindliche Weise. Die anderen sollten sie von alleine, also "freiwillig" übernehmen oder eben ablehnen.

Ein nachdrücklicheres Eintreten für die eigenen Vorstellungen, gar der Versuch, Andersdenkende von ihrem Wert zu überzeugen, erschien mir als nicht akzeptable Form von Herrschaft. Ich assoziierte damit eine Polarisierung in Führer und Geführte, Unterdrückung, Gewaltverhältnisse, Entwürdigung und Aufgabe von Autonomie.

Gerade dies stand aber in völligem Gegensatz zu meinen eigenen Vorstellungen. Nie ging es nur um die im Vordergrund stehende Sache allein, um die Beeinflussung politischer Entscheidungen. Im Laufe der Zeit erlebte ich mich, gerade durch das Engagement, als ein "Geführter" und in meinen Entfaltungsmöglichkeiten unterdrückt. Ich sah mich, am greifbarsten bei unseren direkten Aktionen, einer politischen Über-Macht gegenüber, die meine Bedürfnisse und Vorstellungen nicht zur Geltung kommen ließ sondern mir die ihrigen einfach aufzwang.

Durch diese Erfahrung rückte der Wunsch nach Verhältnissen, die sich durch Gleichberechtigung auszeichnen, als Motor und Ziel politischen Engagements in den Vordergrund. Diesem Ideal widersprach in meiner Vorstellung jede Form von Führung, auch wenn sie in einer nachdrücklich vertretenen Position bei Gruppenentscheidungen bestand.

Die Folge davon war, daß ich mich einerseits von denjenigen distanzierte, die z.B. auf Blockadeplänen für ihre Ideen stritten und versuchten, sie nicht nur anzubieten sondern auch durchzusetzen. Andererseits befürchtete ich auch selbst eine Entsolidarisierung bzw. Liebesentzug für den Fall, ähnlich in Erscheinung zu treten.

Diese Führungsposition, die Zustimmung der anderen, enthielt aber auch eine lustvolle Komponente, verschaffte Befriedigung - eine Ambivalenz, die nicht akzeptabel war: Der Unterdrücker in mir kam zum Vorschein, der auf jeden Fall gebändigt und bekämpft werden mußte. Alles in allem warf das politische Engagement mehr Probleme und Frustrationen auf als nachvollziehbare Erfolge. Dieses Mißverhältnis, die Kraft die es beanspruchte, zogen jeweils den Rückzug, die Suche nach besseren Gelegenheiten nach sich. In dieser Situation entschloß ich mich für die Teilnahme an "Und es bewegt sich doch".

2. Keine Macht für niemand! Aber für alle anderen genug davon!

Fehlte der Projektgruppe auch ein gemeinsames politisches Ziel, so war sie dennoch oft mit den "draußen" erlebten Situationen vergleichbar. Eines unterschied sie allerdings erheblich von vergleichbaren bisherigen Erfahrungen: Trotz der teilweise harten Auseinandersetzungen und entgegen meinen üblichen Gewohnheiten blieb ich.

Der Einbezug des Persönlichen spielte dabei eine wichtige Rolle. So waren wir in den anderthalb Jahren unseres Zusammenseins nicht nur Funktions- oder RollenträgerInnen, sondern erlebten uns als die vielschichtigen Persönlichkeiten, die wir sind: emotional, voller Ängste, Wünsche und Bedürfnisse, mit einer jeweils eigenen Geschichte. Zu Beginn gelang es uns kaum, dieses Persönliche in unsere Arbeitsphasen zu integrieren. Die immer wieder gestellte Forderung seitens der Projektleitung, sich doch auch persönlich zu zeigen, war - nicht nur - für mich zu angstbesetzt, um sie ins Handeln umzusetzen.

Da wir durch den klausurähnlichen Charakter unserer Treffen aber auch außerhalb der eigentlichen Arbeitsphasen zusammen waren, entstand hier eine erste Möglichkeit zu persönlichen Beziehungen. All das, was während der Arbeit nicht machbar schien, konnte hier, wenn auch gewissermaßen abgespalten, stattfinden. Dieses Gegengewicht half mir, die langen, beziehungsarmen Phasen zu überbrücken, während denen uns die Integration von Arbeit und scheinbar Privatem nicht gelang. Es stellte sich heraus, daß diese besagte Trennung in der alltäglichen politischen Arbeit einer der Gründe für meinen wiederholten Rückzug war. Da persönliche Beziehungen in den dort agierenden Gruppen selten waren, beschränkten sich die Berührungspunkte auf die sachliche Arbeit. Der Wunsch nach Anerkennung, Zuneigung und Respekt schien so nur durch eine entsprechende Zustimmung zu meinen inhaltlichen Beiträgen erfüllbar. Umgekehrt ließ sich jede darauf bezogene Kritik zu einer Ablehnung meiner Person umphantasieren. Die Erfahrung während des Projektes hingegen, daß solche sachliche Kritik mit menschlicher Wertschätzung einhergehen kann, verringerte die Angst, welche sich in der Vergangenheit immer wieder lähmend ausgewirkt hatte.

Die verbesserte Möglichkeit, am Gruppengeschehen aktiv teilzunehmen, stand auch mit einem veränderten Verständnis von Macht in Zusammenhang. Zunächst sah ich meine Ablehnung ihres Gebrauchs durch die Erfahrungen im Projekt allerdings bestätigt. Der mißlungene Versuch, den ablauf der ersten fünf Tage gemeinsam zu gestalten, bewies in meinen Augen

den wohlbekannten Handlungsspielraum: entweder eigene Interessen nachdrücklich zu verfolgen und die anderen dadurch einzuschränken und unter Druck zu setzen, oder weitgehend passiv und dadurch wenigstens moralisch integer zu bleiben.

In der Tat wirkte die Art und Weise, in der die Aktiveren unter uns Entscheidungen herbeiführen wollten, auf andere TeilnehmerInnen als Unterdrückung. Es blieb der Widerstand durch abwartendes, passives Verhalten. An dem Ergebnis dieser Auseinandersetzung, einer starken Arbeitshemmung der gesamten Gruppe, wurde die Macht derer deutlich, die scheinbar keine besaßen: Durch die Weigerung, mitzuarbeiten, hatten wir den Ablauf letztlich blockiert.

Offenbar wurde dadurch, daß sich Macht nicht nur bei denjenigen finden ließ, die sich offen zu ihrem Gebrauch bekannten. Statt dessen kann sie vielmehr sehr verschiedene offene oder verdeckte Formen annehmen. So betrachtet verlor meine bisherige Wahl ihre moralische Unschuld. Wie die Erfahrungen mit den Aussteigern der Fortbildung zeigten, konnte bereits meine Taktik des stillen Rückzugs Einfluß auf die jeweilige Gruppe ausüben. Ich erlebte, wie das teilweise unangekündigte Ausscheiden verschiedener TeilnehmerInnen bei uns Verbliebenen Zweifel zur Folge hatte: Zweifel, alles richtig gemacht zu haben, Zweifel an der Durchführbarkeit des Projektes überhaupt.

An dieser Stelle veränderte sich die Art der Wahl, vor der ich stand. Es ging nicht mehr darum, zwischen Ausübung und Nicht-Ausübung von Macht zu entscheiden, sondern es stellt sich die Frage nach Form und Wirkung; verdeckt oder offen, für meine politischen Vorstellungen oder gegen die Gruppe. Gerade mein Versuch des Verzichts machte jedes Engagement bisher so unbefriedigend und ermüdend. Wieder kamen Wünsche und Bedürfnisse nicht zur Geltung, eine alltägliche Erfahrung, der ich durch politisches Engagement ja gerade entgegenarbeiten wollte.

Vor dem Hintergrund der sich entwickelnden persönlichen Beziehungen wurde es mir im Laufes des Projektes möglich, Macht auch in ihren positiven Aspekten zu sehen: als Kraft, die etwas bewegt, Ideen verwirklichen hilft und als Bedingung dafür, auch politisch von Bedeutung zu sein.

Auch jetzt, nach Beendigung von "Und es bewegt sich doch", erwies sich das Vorhandensein solcher Beziehungen als förderlich für die politische Arbeit. In anonymen Gruppen, wo gegenseitige Akzeptanz und Wertschätzung nicht deutlich sind, sind Entscheidungsfindungen für mich nach wie vor schnell mit dem Beigeschmack von Unterdrückung und Zwang verknüpft. In Situationen, in denen diese Anonymität und Indifferenz aufgehoben ist, stellt sich dagegen der konstruktive Umgang mit eigenen Gestaltungsmöglichkeiten inzwischen um einiges leichter dar.

7. Macht heißt Machtmißbrauch

Wenn wir Leiter Vertrauen sagten, verstanden die TeilnehmerInnen etwas ganz anderes. Es schien ihnen eine Aufforderung zu sein, jegliche Kontrolle abzugeben und sich bedingungslos der Macht der Leiter auszuliefern. Persönliche Offenheit und Nähe zuzulassen, gar Schwächen und Verletzungen zu offenbaren, beschwor unter dieser Voraussetzung die Angst herauf, andere könnten sich die vermeintlichen Schwächen zunutze machen. Vertrauen schien Vertrauensmißbrauch zur Folge zu haben. Macht schien automatisch zu Machtmißbrauch zu führen. Während im psychosozialen Feld persönliche Offenheit als Wert zumindest angestrebt wird, schien in unserer Fortbildungsgruppe eher das Gegenteil der Fall.

Überall, wo um Macht konkurriert wird, gilt die Regel, sich keine Blöße zu geben. Sie könnte vom Gegner ausgenutzt werden. Das politische Machtspiel funktioniert nach den Regeln des Nullsummenspiels: Es geht darum, einander die Macht abzujagen, je mächtiger der eine, umso ohnmächtiger der andere. In der Alltagspolitik geht es um den Gebrauch von Macht, nicht um deren Aufklärung.

Auch diejenigen, die es sich in unserem Fortbildungsprojekt zum Ziel gesetzt hatten, anders mit der Macht umzugehen, waren von diesen Vorstellungen nicht frei. Alternativen sollten ja erst noch gemeinsam entwickelt werden; das führte zunächst zu einer schmerzhaften Wiederholung der alten Muster. Wir Leiter mußten einsehen, daß all unsere gutgemeinten Interventionen, Beziehungen, Offenheit und Vertrauen in der Gruppe zu fördern, das Gegenteil bewirkten. Da wir als Leiter ohnehin in einer mächtigen Position waren, wurde unserem Handeln mißtraut: Es könnte ein strategisches Kalkül dahinterstecken. Diejenigen, die schon Macht haben, wollen noch mehr Macht, sie wollen die endgültige Kapitulation und Unterwerfung der TeilnehmerInnen. Diese kollektive Gruppenphantasie äußerte sich etwa in der Vermutung, wir würden die Gruppendynamik bewußt inszenieren, bewußt Außenseiter, Krisen und Sündenböcke produzieren, um unsere Überlegenheit im Umgang mit solchen Phänomenen zu demonstrieren. Auch die Annahme, daß wir den TeilnehmerInnen unlautere Machtstrategien vermitteln wollten, wurde geäußert. Die Teilnehmer stellten sich die Frage, ob sie von uns überhaupt lernen wollten. Dazu war in der Tat eine Anerkennung der Leiterrolle notwendig und eine Zusammenarbeit unter der Bedingung ungleicher Rollen und Kompetenzen. Ohne Vertrauen war das nicht möglich.

Erst nach zwei weiteren Treffen, heftigen Krisen und einer existentiellen Konfrontation, die Leiter und TeilnehmerInnen miteinander erlebten, entstand soviel Vertrauen, daß unsere Leiterkompetenz ohne Machtvorbehalt genutzt werden konnte. Beim zweiten Treffen ging es erst einmal um eine Machtprobe: Fünf TeilnehmerInnen drohten mit Kündigung, weil sie mit der Art und Weise, wie wir Leiter Politisches und Persönliches verknüpften, nicht einverstanden waren. Diese Machtprobe war es letztendlich, die die Weiterarbeit ermöglichte. Durch ihr Handeln erlebten die TeilnehmerInnen, daß sie sich nicht gegen ihren Willen einen für sie gefährlichen Weg führen lassen würden. Lieber würden sie das Risiko des Scheiterns auf sich nehmen. Auf diese Weise der eigenen Macht sicherer geworden, konnten sie die Arbeit mit der Leitung auf einer neuen Basis fortsetzen: Das

Thema Macht konnte anhand der Gruppenkonflikte reflektiert und in seiner Bedeutung für die Alternativbewegung verstanden werden.

Die TeilnehmerInnen im Fortbildungsprojekt - und Menschen, die sich in der Alternativbewegung engagieren - haben vorwiegend "Macht" negativ erfahren. Macht ist für sie nahezu gleichbedeutend mit Gewalt. Deshalb engagieren sie sich politisch, um gegen Unrecht und Gewalt anzugehen. Sich selbst erleben sie dabei in der Ohnmachtsposition. Für sie scheidet der Gebrauch von Machtmitteln aus moralischen Gründen aus.

Hierin liegt ein Grund für die beschränkte Wirksamkeit der Alternativbewegung. Macht haben für sich selber abzulehnen, heißt eben auch, auf wirksamen Einfluß zu verzichten. Da Macht haben mit "böse" und keine Macht haben mit "nicht böse" assoziiert ist, erhält Ohnmacht unbewußt die positive Bedeutung von gut, unschuldig, moralisch. Ohnmacht bewahrt davor, Macht zu haben, und sichert damit eine moralisch unantastbare Position. Die Mitglieder politischer alternativer Gruppen kommen dann in ein moralisches Dilemma, wenn sie ihre Interessen durchsetzen und ihren Zielen wirksam Geltung verschaffen wollen. Das bildete sich in der Fortbildungsgruppe so ab: Die TeilnehmerInnen, die versuchten, mit Engagement, Kompetenz und persönlichem Einsatz die Gruppe voranzubringen, wurden nicht dankbar unterstützt, sondern lösten Distanz, ja Feindseligkeit aus. Sie selbst waren äußerst erschrocken als ihnen klar wurde, welche Position sie in der Gruppe übernommen hatten. Angesichts der Gefahr, Macht als negatives Attribut zugeschrieben zu bekommen und dann an den Pranger gestellt zu werden, hielten sich viele Gruppenmitglieder mit ihren Interessen und Fähigkeiten zurück. Ein weiteres Dilemma wurde deutlich: Die Tabuisierung von Macht hat auch zur Folge, daß die Teilnehmer blind und ohnmächtig werden gegenüber den Machtspielen, die in den eigenen Gruppen laufen und diese nicht selten zerstören.

Aus der Sicht eines Teilnehmers: Klaus Weimann

Über Motive des politischen Handelns

Gleich beim ersten Treffen taucht die Frage auf: Was sind die Motive und Gründe für unser politisches Handeln? Was wollen wir kurz- und längerfristig eigentlich erreichen?

In den Wochen und Monaten davor hatte sich bei mir immer deutlicher der Verdacht breitgemacht, daß es mir erst in zweiter Linie um Abrüstung, Frieden und andere Ziele geht, die sozusagen außerhalb meiner selbst liegen, die mein Engagement selbstlos und "moralisch wertvoll" machen. Ich spürte irgendwie, daß es mir eigentlich um meine eigene Person geht, daß ich zunächst etwas für mich selbst erreichen will und erst dann für andere.

Worum ging es mir dabei? Wenn ich an die Anfänge meines politischen Engagements, an seine allmähliche Entwicklung und an mein Leben davor denke, dann wird mir klar, daß es mir eigentlich um meine eigene Emanzipation geht, daß ich mich befreien will von Zwängen und Einengungen, von Anpassung und Selbstverstümmelung, daß ich als Mensch, als Mann freier handlungsfähig, autonomer werden will ... Und ich habe das Gefühl, daß es zunächst fast ein Zufall ist, daß ich mich dafür in einer friedenspolitischen Gruppe engagiert habe; für das

eigentliche emanzipatorische Ziel meiner Arbeit kämen auch andere "Politikfelder" in Frage (daß ich dann in dieser Friedensgruppe geblieben bin, ist allerdings wohl kein Zufall - der meist aggressionsgehemmte und konfliktscheue Charakter derartiger Gruppen kommt durchaus meinen eigenen Tendenzen entgegen).

Dieses Gefühl von letztlich selbstbezogenen Motiven meines politischen Handelns hat sich nur langsam verdichtet - auch weil ich mich dagegen wehrte, eine so "selbstsüchtige" Motivation zuzugeben und lieber bei dem Selbstbild des uneigennütigen Kämpfers für Frieden, Abrüstung, eine gerechte Welt etc. bleiben wollte. Die Friedensbewegung insgesamt ist ja wohl von diesem Gefühl der moralischen Überlegenheit durchdrungen, das sich vor allem aus der Vorstellung von Selbstlosigkeit und eigener Ohnmacht speist.

Beim ersten Treffen des Projektes spreche ich zum ersten Mal aus, wie ich jetzt die Hintergründe meines politischen Engagements sehe. Es fällt mir nicht leicht, schließlich stehe ich unter dem Eindruck, daß alle anderen Teilnehmer viel radikaler politisch leben als ich selber und ich deren hohen Ansprüchen sowieso nicht genügen kann. Es ist dann eine große Erleichterung und eine beglückende Erfahrung, daß sich andere in dem, was ich über mich sage, wiederfinden können. In dem Moment spüre ich in der Bestätigung durch andere, daß das Persönliche seinen Platz im Politischen haben darf. Im weiteren Verlauf des Projektes wird dies dann immer wieder bestätigt: Ich erlebe darüber hinaus, daß das Persönliche sogar ein unverzichtbarer Teil des politischen Handelns ist. Und daß man sich auch darum in den Gruppen kümmern muß.

8. Der Wunsch nach Gleichheit und die Angst vor Differenzierung

Das dritte Treffen stand unter der Überschrift "Praxisberatung". Wir hatten zweieinhalb Tage Zeit und geplant, in Untergruppen einzelne Projekte kollegial zu beraten. Dies stellte sich als unmöglich heraus. Statt dessen geschah das, was auch sonst in alternativen Gruppen und selbstorganisierten Betrieben stattfindet: Eine funktionale Arbeitsteilung und effektive Nutzung der unterschiedlichen Interessen und Ressourcen wurde verhindert. Die Teilnehmer suchten statt dessen nach einem gemeinsamen Oberthema, das alle gleichermaßen interessieren könnte.

Der Wunsch nach Gleichheit in der eigenen Gruppe hängt zusammen mit dem Engagement gegen Ungerechtigkeit und Ungleichheit. Eine Aufteilung in Untergruppen hätte Unterschiede deutlich gemacht. Positionen und Sympathien hätten sich herausgeschält. Es wäre möglicherweise die reale Machtverteilung in der Gruppe ebenso zum Ausdruck gekommen wie unterschiedliche Interessen und Wertigkeiten. Dies zuzulassen war aber mit dem Selbstverständnis der Teilnehmer nicht vereinbar. Auch hier rief das Bemühen der Leiter, bei der Positionsklärung behilflich zu sein, nur Angst und Lähmung hervor. Die Äußerung einer Teilnehmerin, "Ich will meine Position gar nicht wissen, denn dann ist alles noch möglich", war symptomatisch für diese Phase des Gruppenprozesses. In ihr wurde

offenbar, daß die Machtkämpfe eben nicht nur zwischen Gruppe und Leitung, sondern ebenso unter den Teilnehmern stattfanden - wenn auch verleugnet. Dabei blieb vieles unausgesprochen, konnte weder an der Realität überprüft noch verändert werden. Alle Beteiligten litten unter der Lähmung, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen. Die einen verzweifelten an der Lähmung und drohten mit Kündigung, die anderen fürchteten sich vor den anstehenden Auseinandersetzungen. Drei TeilnehmerInnen verließen die Gruppe.

In dieser Projektphase holten wir uns bei einem Supervisor Hilfe. Das Gefühl der ohnmächtigen Lähmung hatte auch uns ergriffen, und wir brauchten das Gespräch mit einem Außenstehenden, um uns über unsere Gefühle klar zu werden und die notwendige Distanz wiederherzustellen.

Wir lernten an uns selbst verstehen, worin die Gefahr bestand, die diese Gruppe bedrohte: Die Teilnehmer und der Gruppenprozeß brachten uns immer wieder in die Lage, das Experiment aus Ohnmacht und Verzweiflung fallenzulassen. Zugleich gerieten wir unter Druck, dies auf keinen Fall tun zu dürfen. Wir wußten intuitiv, daß dies eine Bestätigung der Erfahrungen wäre, die die TeilnehmerInnen ohnehin in ihrem Leben gemacht hatten: In Konflikten und Spannungszuständen droht der Abbruch der Beziehung; Auseinandersetzungen gehen nicht gut aus, sie führen zur Unterwerfung des Schwächeren; es gibt keine Hoffnung auf einen positiven Konfliktausgang; wenn man seine Gefühle wirklich zeigt, ist man hilflos ausgeliefert. Wir lernten verstehen, daß gerade aggressive Gefühle gekoppelt waren mit der Gefahr, fallengelassen und ausgegrenzt zu werden. Die Tendenz der Teilnehmer, in Konflikten die Gruppe zu verlassen (als aktives aggressives Muster), wurde uns nachvollziehbar ebenso wie die ohnmächtige Lähmung derer - uns eingeschlossen -, die ihre aggressiven Gefühle darüber nicht zeigen dürfen. Dieser Ausflug in die eigenen emotionalen Abgründe half uns, dem nächsten Treffen gelassener entgegenzusehen. Es war klar, daß die Überwindung dieser Muster anstand.

Das vierte Treffen stand ebenfalls unter der Überschrift "Praxisberatung", und es gelang den 10 Personen, die gekommen waren tatsächlich, das Risiko des Konflikts einzugehen. Er entwickelte sich am ersten Versuch, sich in arbeitsfähige Untergruppen aufzuteilen. Es geschah, was bisher vermieden wurde: Wahlen machten Sympathien und Interessen deutlich. Zustimmung bedeutete auch Ablehnung, Ja-Sagen war ohne Nein-Sagen nicht möglich.

Gerade die Erfahrung der Ablehnung ermöglichte in der Gruppe eine Auseinandersetzung mit der Angst, ausgegrenzt zu werden und der Angst, selber auszugrenzen. Über die Schuldgefühle kamen auch die impliziten Normen zur Sprache und konnten überprüft werden. Bedeutet einander wählen, sich positiv auf einzelne Menschen und gemeinsame Interessen beziehen, wirklich, "den anderen ausgrenzen"? Lassen sich einzelne Ablehnungen ertragen, ohne sich gleich ganz vernichtet zu fühlen? Sind die Beziehungen in der Gruppe so tragfähig, daß auch ein "Nein" verkraftet werden kann? All das probierte die Gruppe beim vierten Treffen aus. Es wurde in ständig wechselnden Interessengruppen an Fragen gearbeitet, die die politischen Erfahrungen und Projekte der TeilnehmerInnen betrafen. Zum Beispiel: Lasse ich mich von meiner politischen Gruppe zum Sündenbock für eine gescheiterte Großdemonstration machen? Wie kann ich mich und meine Ideen in eine neue Lebensgemeinschaft einbringen? Wie kann ich mich als politisch engagierter kirchlicher Mitarbeiter vor Arbeitsüberlastung schützen? Austausch zum Konzept einer al-

alternativen Gewerkschaft und Planung einer Gründungsveranstaltung u.a. Nach jeder Arbeitseinheit trafen sich alle erneut im Plenum, um das weitere Vorgehen zu entscheiden. Es wurde über Inhalte, Zusammensetzung der Untergruppen und die Rolle der Leiter offen verhandelt. Die Gruppe erreichte ein hohes Maß an Entscheidungs-, Integrations- und Arbeitsfähigkeit. Sogar die Fluchttendenzen konnten integriert werden. Es wurde besprochen und gemeinsam entschieden, wenn einzelne sich von der Gruppe zurückziehen wollten, sei es, um spazierenzugehen oder um alleine zu arbeiten.

Aus der Sicht einer Teilnehmerin: Stella Jegher

Von der Norm, alles gemeinsam zu machen

Ein wichtiger Bestandteil der inneren Struktur einer Gruppe ist die Frage, ob alles gemeinsam gemacht werden muß, oder ob es möglich ist, Arbeitsbereiche und Themen aufzuteilen und dennoch eine gemeinsame Gruppe zu bilden.

Im Kurs wagten wir längere Zeit nicht, uns in Untergruppen aufzuteilen. Für mich hing das mit der Angst zusammen, daß die Gruppe auseinanderfallen würde, wenn nicht im Plenum gearbeitet wird, oder daß es eine Abwertung bedeutet, wenn mein Thema "nur" in einer Untergruppe bearbeitet wird, oder daß diejenigen Gruppenmitglieder, auf deren Urteil ich besonderen Wert lege, nicht in der derselben Gruppe sein könnten...

In meinen politischen Gruppen kenne ich ebenfalls die Angst, sich aufzuteilen. Ich habe auch konkret erlebt, daß eine aus einer größeren Organisation heraus entstandene Arbeitsgruppe nicht mehr als zum Ganzen gehörig betrachtet bzw. sogar als Konkurrenz zum Ganzen empfunden wurde. In größeren Organisationen mit einer gewissen Infrastruktur (zum Beispiel Sekretariat, Finanzen) kann die Frage nach der thematischen Aufteilung auch den Aspekt haben, daß jede zusätzliche Untergruppe den Anteil an den gemeinsamen Ressourcen schmälert. Dieser Aspekt scheint mir allerdings für den Widerstand gegen Untergruppen weniger entscheidend als das Anliegen, von den anderen in meinem Thema bestätigt und unterstützt zu werden. Wobei es gar nicht so sehr darum geht, daß sie "meins" mitdiskutieren, als darum, daß sie es gut finden und zu mir Vertrauen haben, daß ich dieses Thema "gut" bearbeiten kann. Untergruppen und Aufteilung der Arbeit sind also unter anderem eine Vertrauensfrage. Wenn ich weiß, daß die Zusammengehörigkeit und das Vertrauen in der Gruppe gewährleistet sind, kann ich ohne weiteres akzeptieren, daß einzelne aus der Gruppe ein eigenes Thema bearbeiten. In einer Frauengruppe zum Thema feministische Außenpolitik, die ich mitbegründet habe, haben wir uns zum Beispiel geeinigt, daß je nach Kompetenzen in Untergruppen gearbeitet wird. Das hat auch den Vorteil, daß verschiedene Kompetenzen zum Zuge kommen und sich dadurch eine wechselnde Hierarchie ergibt. Diese Entscheidung setzte allerdings auch in dieser Gruppe einen zweijährigen Prozeß der Strukturfindung voraus, in dessen Verlauf immer wieder über Kompetenzen, zeitliches Engagement, Erfahrungen, Macht und ähnliche Elemente der inneren Gruppenstruktur offen gesprochen wurde.

In einer anderen Gruppierung habe ich dagegen erlebt, daß sich zwei thematisch und formal unterschiedlich arbeitende Untergruppen so stark mißtrauten und Unzulänglichkeit vorwarfen, daß sie sich gegenseitig nurmehr blockierten, bis sich schließlich die Gruppe als Ganzes dahinter auflöste.

Eine Klärung der inneren, unsichtbaren, informellen Strukturen hätte mir, so denke ich, in vielen der Gruppen, in denen ich aktiv war oder bin, geholfen, mir klar zu werden, ob die Gruppe und meine Rolle darin meinen Bedürfnissen entsprach oder nicht. Und manche Streitereien um das "richtige" Thema oder das richtige Vorgehen hätten zwar nicht vermieden, aber doch abgekürzt werden können.

9. Konfrontation mit dem Tod

Das fünfte Treffen stand unter dem Stichwort "Integration". Das Erreichte sollte gesichtet und gewertet werden, Neues mit Altem verbunden, Veränderungen realisiert und Lücken geschlossen werden. Wir hatten eine ganze Woche Zeit und wollten zunächst den persönlichen Fragen Raum geben, dann die noch ausstehenden Gruppenthemen bearbeiten und zum Schluß einen Transfer auf gesellschaftliche Prozesse außerhalb der Gruppe suchen. Doch es kam auch diesmal anders. Das Treffen wurde zu einer unmittelbaren Prüfung der Integrationsfähigkeit der Gruppe.

Ein Mitglied war in der Zwischenzeit an Aids erkrankt. Er war dennoch, gerade aus der Klinik entlassen, gekommen. Nur auf Krücken konnte er sich noch bewegen, so schwach war er - ein vom Tode gezeichneter Mann. Sein Kommen konfrontierte uns mit Schmerz, Ohnmacht, Krankheit und Tod, mit der Verletzlichkeit und Vergänglichkeit individuellen Lebens.

Das Gefühl der existentiellen Bedrohung und Gefährdung, das die Fortbildungsgruppe von Anfang an begleitete, wurde unausweichlich. Gerade dieser Teilnehmer - ich nenne ihn hier Peter - hatte sich beim vierten Treffen mit seinem Zwang, politisch sein zu müssen, auseinandergesetzt. Seine Entscheidung, seine Lebensfreude nicht länger diesem Zwang zu opfern, hatte große Erleichterung in der Gruppe ausgelöst. Nun wirkte es wie eine Strafe, daß gerade er erkrankt war. Wenn man sich zum Leben entschließt, passiert etwas ganz Schreckliches, schien die Botschaft. Die Gruppe erstarrte. Niemand wollte mehr über seine persönliche Entwicklung seit dem letzten Treffen berichten, alles schien wert- und zwecklos.

Diesmal war die Lähmung nur durch Konfrontation mit den Todesängsten und den lebensverneinenden Kräften im eigenen Inneren zu überwinden. Wir schlugen vor, davon ein Bild zu malen und es mit einem anderen aus der Gruppe zu besprechen. Ich arbeitete in der Zeit mit dem Kranken. Das Gespräch mit ihm machte mir deutlich, wie sehr Menschen, die sich in den sozialen Bewegungen engagieren, selbst von dem betroffen sind, wogegen

sie sich engagieren. Peter hatte sein Leben lang in der Schwulenbewegung gegen Ausgrenzung und Diskriminierung gekämpft. Er war selber homosexuell und in dieser Identität nie von seiner Familie akzeptiert worden. Politischer Kampf gegen Ausgrenzung und Verleugnung von Minderheiten schien ihm die gebotene Konsequenz seines Schicksals; nur so war für ihn ein identisches Leben in dieser Gesellschaft möglich. In dieser Konsequenz lag auch, daß er ein Aidshilfezentrum mitgegründet hatte und dort aktiv war. Peter hatte sein Leben ganz in den Dienst des politischen Kampfes gestellt und forderte das auch von anderen - ja, er hatte gar kein persönliches Leben. Dieser Situation wurde er sich bewußt, als er in Gefahr stand, von seiner Schwulengruppe für eine mißlungene Großdemonstration als Sündenbock mißbraucht zu werden. Mit dieser Krise brach die Krankheit aus.

Auch wenn es für Peter nur noch eine kurze Frist gab, seine Entscheidung zum Leben wirkte über ihn selbst hinaus: Die TeilnehmerInnen wurden sich ihrer eigenen Haltung dem Leben gegenüber bewußt. Ambivalenzen, Vorbehalte und Ängste, die verhindert hatten, sich auf die Fortbildungsgruppe einzulassen, konnten gemeinsam untersucht werden. Die Angst vor Nähe hat dabei einen zentralen Stellenwert. Ihr entsprechen auf der anderen Seite die Fluchtenden, die die Gruppe immer wieder an den Rand der Existenzgefährdung brachten. Vier Gründe dafür wurden herausgefunden: Das Bedürfnis nach Nähe ist mit der Erfahrung gekoppelt, daß Nähe nur um den Preis der Unterwerfung zu haben ist; Nähe löst Angst aus, verletzt zu werden, abgewiesen zu werden, die eigene Bedürftigkeit zu erkennen. Es gibt auch die Angst, zu Gegenleistungen verpflichtet zu sein. Schließlich gibt es auch die Angst vor der Erfüllung der Bedürfnisse, was die Gefahr des Identitätsverlustes heraufbeschwört.

Konfrontiert mit Trauer, Schmerz, Angst und Tod ließ sich Nähe nicht länger vermeiden. Peter hatte die Gruppe vor eine Prüfung gestellt, und die Gruppe nahm die Herausforderung an. Sie wurde sowohl für ihn wie für die Gruppe eine positive Erfahrung, nicht ausgegrenzt zu werden und nicht ausgrenzen zu müssen. Die Integration konnte dadurch gelingen, daß sich die Gruppenmitglieder nicht mit der Bedrohung durch Peter oder seine Krankheit, sondern mit der eigenen existentiellen Bedrohtheit auseinandersetzten. Vier Wochen danach starb Peter.

Das sechste Treffen fand ohne ihn statt - dennoch war er anwesend: symbolisch durch ein Foto und eine brennende Kerze, psychisch durch die Trauer um ihn, geistig durch sein Leben, von dem wir etwas verstanden hatten. Im Rückblick auf eineinhalb Jahre gemeinsamer Arbeit ging es darum, das Erlebte zu sichern und zu verallgemeinern. Mit der Reflexion der eigenen Entwicklungsphasen und ihrer inneren Logik wurde klar, daß sich die wenigsten alternativen Gruppen Zeit zum Wachsen lassen. Sie stehen unter hohem moralischen und unter Handlungsdruck.

Den zweiten Reflexionsschwerpunkt bildete die Außenseiterproblematik. Das Verhalten derjenigen, die gegangen waren, wurde noch einmal daraufhin befragt, was sie für die Gruppe repräsentierten. Einerseits hatte ihr Ausscheiden ganz persönliche Gründe, andererseits war es aber auch Ausdruck der Gruppendynamik. So wurde verstanden, daß die Personen, die die Gruppe verlassen hatten, geradezu symptomatisch etwas verkörperten, womit alle anderen bei sich selbst auch Schwierigkeiten hatten, z.B. Machtwillen, Konfliktscheu, übergroße Ansprüche, Empfindlichkeit, Angst, Stolz. Sie waren

gewissermaßen zu Repräsentanten dieser Schwierigkeiten geworden und hatten die Gruppe zu einem Zeitpunkt verlassen, als ihre Mitglieder noch nicht in der Lage waren, das ihnen problematische Verhalten auch bei sich selbst wahrzunehmen und es zu überwinden. Der dritte Auswertungsschritt bestand darin, die Anfangserwartungen an das Experiment mit seinem Ergebnis zu vergleichen. Bei allen war die Bereitschaft gewachsen, mehr Einfluß und Verantwortung wahrzunehmen.

Vier Frauen hatten neue Positionen übernommen, ein Teilnehmer hatte eine Zeitung mitgegründet, ein anderer war in eine Lebens- und Produktionsgemeinschaft gezogen. Mut, Kraft und Vertrauen seien in der Gruppe gewachsen. Wenn in dieser Hinsicht die Erwartungen übertroffen wurden, hatten sie sich in anderer Hinsicht nicht bestätigt. Zum Beispiel hatte die Arbeit am Gruppenprozeß mehr Raum eingenommen als erwartet. Demgegenüber war der Meinungs austausch über politische Themen zu kurz gekommen. Wir hatten uns auf Organisationsberatung politischer Projekte eingestellt, die die Teilnehmer von außen einbringen würden. Das fand ungefähr in einem Drittel der gemeinsamen Arbeitszeit statt. Der Schwerpunkt lag darauf, in der Fortbildungsgruppe selbst alternative Praxis einzuüben.

Was heißt das? Zunächst einmal, daß wir die soziale Realität in "der Bewegung" nicht richtig wahrgenommen haben, vielmehr von Wunschdenken bestimmt waren. "Die Alternativen" werden in diesem Denken zu Hoffnungsträgern, die Veränderungen in der Gesellschaft bewirken sollen. Mit dieser Delegation sind Menschen, die sich den sozialen Bewegungen zurechnen, heillos überfordert. Zwar übernehmen sie die an sie gerichteten Erwartungen und kommen dadurch unter enormen Druck, doch ist der Boden, auf dem sie in der Gesellschaft stehen, sehr unsicher. Ihr Engagement drückt auch aus, daß sie sich in dieser Gesellschaft nicht geborgen fühlen, daß sie kein Vertrauen haben, daß sie am Rande stehen und um die Anerkennung ihrer Werte und Ziele kämpfen - häufig auch um ihre ökonomische Existenz. Die Sensibilität für die Gefahren der gesellschaftlichen Entwicklung hat ihren Grund auch in der Gefährdung, die in der persönlichen Geschichte erlebt wurde. Existenzsicherheit, Anerkennung, Wertschätzung, Bindung, Zugehörigkeit und Vertrauen gehören mit zu den Voraussetzungen, damit eine Gruppe nach außen aktiv werden kann. An diesen Grundlagen wurde im Fortbildungsprojekt gearbeitet. Es wurde die Erfahrung gemacht, wie es sich doch bewegt, trotz aller Blockierungen, und was Männer und Frauen selber dazu tun können.

Aus der Sicht eines Teilnehmers: Klaus Weimann

Über Konflikte und Konflikttraining

Einer der Programmpunkte, die mich bei der Ausschreibung des Projektes besonders ansprachen, war das angekündigte "Konflikttraining". Ich wollte so etwas machen, weil ich trotz meines politischen Engagements eher konfliktscheu bin und mich dadurch in der politischen Arbeit auch behindert fühle. Ich hatte die Erwartung, daß uns im Laufe des Projektes bestimmte, ganz konkrete Übungen oder dergleichen angeboten würden, an denen

sich sozusagen programmiert und überwacht das Austragen und Aushalten von Konflikten üben konnte.

Nach den ersten Treffen wurde mir klar, daß nichts dergleichen auf dem Programm stand. Es wurden zwar in Rollenspielen auch konflikthaltige Situationen behandelt, wenn jemand das wollte; aber irgendwie vorgefertigte Standardkonflikte als formuliertes Übungsprogramm, Trockenübungen in modellhaften Konfliktsituationen tauchten nicht auf. Zunächst war ich enttäuscht und schon bereit, diesen für mich wichtigen Programmpunkt abzuschreiben, bis mir allmählich klar wurde, daß die ganze Gruppenarbeit innerhalb des Projektes das Lernfeld für uns war - auch für den Umgang mit Konflikten. Irgendwie hätte ich es lieber gesehen, wenn der Gruppenprozeß "ohne Konflikte" hätte laufen können und das "Konflikttraining" sozusagen in Form von eingeplanten und damit weniger realen Übungsteilen abgelaufen wäre. Einem Konflikttraining mit quasi Spielcharakter hätte ich mich - gerade wegen meiner Konfliktscheu - viel leichter unterziehen können als der Realität von Gruppenkonflikten.

Inzwischen weiß ich, daß gerade der Realitätsbezug der Projektgruppe als Spiegel der heimischen Basisgruppen die wertvollen, weil übertragbaren Erfahrungen liefert. Konflikttraining also nicht als losgelöster Programmpunkt, sondern als zwangsläufiges Ergebnis des Gruppenprozesses. Der Gruppenprozeß war das Konflikttraining (wobei Planspiele als eine Zwischenstufe zwar nicht stattfanden, aber im Prinzip wohl möglich und sinnvoll sind).

In dieser unerwarteten Form wurden meine Erwartungen dann doch befriedigt.

Nachwort

Nach Abschluß der Gruppenarbeit nahmen wir uns Zeit für eine gründliche Auswertung. Ein Ergebnis ist die hier vorliegende Publikation, ein weiteres die Überarbeitung des Fortbildungsangebots für einen zweiten Kurs. Es galt, aus den Gruppen- und den Leitererfahrungen Schlüsse zu ziehen für die Lernziele, den Aufbau und die Durchführung des Projekts. Auch wenn diese Arbeit der Neuformulierung des Curriculums von Thomas Bein und mir geleistet wurde, sind alle daran beteiligt, die sich auf den ersten Versuch eingelassen haben. Die neue Ausschreibung haben wir mit einigen - darunter den AutorInnen dieses Reports - besprochen, sie ist im folgenden abgedruckt.

Obwohl wir gerne eine weitere Woche ins Programm genommen hätten - statt des dritten kurzen Treffens - sind wir aus zeitökonomischen Gründen beim alten geblieben. Wir haben nur das dritte Treffen um einen Tag verlängert, um etwas mehr Spielraum für den Gruppenprozeß zu haben. Außerdem haben wir die Abstände zwischen den Treffen verkürzt, weil es für die Mitglieder der ersten Gruppe schwierig war, die Bindung an die Gruppe aufrecht zu erhalten (s. den Beitrag von Klaus Weimann). Inhalte, Ziele, Lernebenen und Fortbildungsschritte konnten wir nun sehr genau beschreiben. Wir haben das ins Programm gesetzt, was im ersten Kurs gelernt worden ist.

An dieser Klarheit liegt es wohl, daß die TeilnehmerInnen des zweiten Kurses, der bereits begonnen hat, in ihren Erwartungen wesentlich homogener sind als die des ersten. Selbsterfahrung in einer politisch orientierten Gruppe scheint von allen als geeigneter Lernweg akzeptiert zu werden. Wie der Verlauf des ersten Treffens gezeigt hat, ist die Bereitschaft, sich auch persönlich einzubringen und in Frage zu stellen, hoch. 16 Männer und Frauen kamen zur ersten Woche, 14 wollen die ganze Fortbildung mitmachen. Diesmal haben wir mit dem Prospekt auch TeilnehmerInnen eingeladen, die in Institutionen wie Kirchen, Gewerkschaften oder politischen Parteien arbeiten und sich dort für Alternativen engagieren. Damit haben wir die Zielgruppe erweitert, weil die Auseinandersetzung mit Institutionen zu den Lernzielen des Projekts gehört.

Entscheidende Veränderungen haben wir an der Anlage der ersten Woche, insbesondere an unserem Rollenverhalten vorgenommen. Aufgrund des im ersten Kurs erarbeiteten Verständnisses der existentiellen Bedrohtheit in Alternativgruppen haben wir uns entschieden, mehr Sicherheit zu geben, zum einen durch mehr Struktur, zum anderen durch ein klares Auftreten als Leitungsautorität. Das heißt, wir haben es nicht der Gruppe aufgetragen, sich selbst zu organisieren, sondern den Prozeß der Gruppenfindung mit strukturierten Übungen angeleitet. In der zweiten Woche haben wir unter dem Schwerpunkt "Konflikttraining" ein Planspiel angeboten, in dem sich die Gruppenmitglieder zunächst im Schutz von Rollen als politisch Handelnde kennenlernen konnten. Konflikte entwickelten sich zunächst in der fiktiven Realität. Erst im zweiten Schritt wurde die Planspielerfahrung auf die politisch-persönliche Realität der einzelnen bezogen. Damit blieb der politische Bezug durchgängig sichtbar; die TeilnehmerInnen konnten selber entscheiden, wann und wie weit sie den Schutz der Rolle aufgeben wollten. Es gab keine Polarisierung zwischen Persönlich und Politisch.

Nach dem Verlauf dieser beiden Treffen und dem Vergleich der Gruppenentwicklung im ersten und zweiten Kurs möchte ich eine erste Bewertung versuchen. Der Selbstorganisationsansatz im ersten Kurs war als Forschungsmethode für Gruppendynamik und politische Kultur in Alternativgruppen geeignet. Es liefen tendenziell ähnliche Phänomene ab, und Leiter wie Teilnehmer haben über ihre Ursachen viel erfahren. Der Preis war allerdings hoch, so hoch wie das Leiden an diesen Phänomenen. Gruppe und Leitung bewegten sich am Rande der Überforderung.

In einem selbstorganisierten Gruppenprozeß sind die Handlungsmöglichkeiten der Leitung von vornherein auf aufklärende und beratende Funktionen beschränkt. Nicht zuletzt dies hat uns dazu bewogen, es beim zweiten Mal anders zu machen, der nun bekannten Dynamik in Alternativgruppen gegenzusteuern und das Ausmaß der Belastung zu reduzieren. Die TeilnehmerInnen des zweiten Kurses haben es als förderlich empfunden, daß die Fortbildungsgruppe anders ist als ihre eigene Gruppe. Sie haben Vertrauen und Mut zu persönlichen Risiken. Wie weit wir auf diesem Weg kommen, wird erst das Ende des zweiten Kurses zeigen.

ANHANG

Das zweite Kursangebot

UND - ES BEWEGT SICH DOCH

Eine Fortbildung für wirksames Handeln in der politischen Arbeit

Für Männer und Frauen, die in Basisgruppen, in politischen Initiativen, in Kirchen, Verbänden, Parteien oder Gewerkschaften etwas bewegen, verändern, bewirken wollen.

Veranstalter: Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung,
Frankfurt am Main

Heimstätte Leuenberg,
Hölstein bei Basel

Beginn: Februar 1991

ZIELGRUPPE

Das Fortbildungsangebot richtet sich an Menschen, die sich im weitesten Sinne der Alternativbewegung zurechnen. Sei es, daß sie in einem selbstverwalteten Betrieb arbeiten, neue Lebensformen - zum Beispiel in einer Wohngemeinschaft - verwirklichen wollen, in einer Friedensinitiative, einem Dritte-Welt-Laden oder einer Zukunftswerkstatt mitarbeiten oder aber in etablierten Institutionen wie Kirchen, Parteien, Verbänden versuchen, neue Wege zu gehen.

Wer sich für Anliegen wie Gerechtigkeit, Frieden, Solidarität, die Erhaltung der Natur - kurz für eine bessere Welt - einsetzt, braucht viel Kraft und einen langen Atem. Engagement allein reicht jedoch nicht aus, es braucht auch geeignete Mittel und Wege, um andere für die Veränderungen zu gewinnen und sie tatsächlich ins Werk zu setzen. Auch stellt sich immer wieder das Problem, daß nicht nur 'die anderen', sondern auch wir selber in alten Vorstellungs- und Verhaltensmustern befangen sind.

Vielleicht haben Sie sich auch schon gefragt,

- warum eine Initiative trotz euphorischer Anfänge und guter Ideen sich im Sande verläuft und die Mitglieder abbröckeln,
 - wie erstarrte Fronten - auch in den eigenen Gruppierungen - aufgelöst, in Bewegung gesetzt werden können,
 - wie man/frau sich in Machtspielen verhalten kann, ohne selber Herrschaft auszuüben oder aber ohnmächtig zu werden,
 - warum noch so überzeugende Verbesserungsvorschläge nicht durchkommen, warum gemeinsame Lernprozesse oft so schwierig sind,
 - wie man/frau angesichts der zu bewältigenden Probleme und Aufgaben mit den eigenen Kräften und Grenzen richtig umgehen kann, wie Persönliches und Politisches zusammenhängen bzw. miteinander in Einklang gebracht werden können?
-

ZIELSETZUNG

Mit dem Angebot einer praxisbezogenen Fortbildung wollen wir einen Rahmen schaffen, in dem wir uns mit Fragen und Konflikten auseinandersetzen können, die sich aus dem Alltag von Menschen ergeben, welche sich im weitesten Sinne der Alternativbewegung zurechnen. Es geht darum, Unstimmigkeiten und Widerstände wahrzunehmen und an ihrer Überwindung zu arbeiten, sei es,

- daß sie bei uns selber liegen,
- daß sie in der Gruppe liegen, mit der wir zusammen leben, arbeiten und/oder politisieren,
- daß sie in der gesellschaftlichen Struktur liegen, mit der wir konfrontiert sind.

Die Fortbildung bietet dementsprechend Lern- und Erfahrungsmöglichkeiten auf drei Ebenen an:

- ° Auf der PERSÖNLICHEN EBENE geht es um die Klärung der eigenen politischen Identität. Die Fortbildung soll den TeilnehmerInnen ermöglichen,
 - eine lebensgeschichtliche Bestimmung ihres politischen Engagements vorzunehmen
 - sich Verhaltensmuster in Konflikten bewußt zu machen
 - Zukunftsperspektiven zu entwickeln.
 - ° Auf der GRUPPENEBENE geht es um die Wahrnehmung und Beeinflussung gruppendynamischer Prozesse im Sinne der politisch alternativen Ziele. Die Fortbildung soll den TeilnehmerInnen ermöglichen,
 - sich der eigenen Rollen und Verhaltensweisen in Gruppen bewußt zu werden
 - Blockierungen (Angst, überhöhte Ansprüche, Flucht, Spaltung...) zu erkennen, die die Energie der Gruppe lähmen und die Zusammenarbeit gefährden
 - sich mit Themen wie Macht, Ohnmacht, Autorität, Autonomie, Verbindlichkeit, Vertrauen, Kontrolle, Nähe, Distanz und Einfluß auseinanderzusetzen und das eigene Verhältnis dazu zu bestimmen
 - Gruppenprozesse (Kennenlernen, Interessenklärung, Entscheidungsfindung, Arbeitsteilung...) so zu beeinflussen, daß die Kreativität und Arbeitsfähigkeit der Gruppe gefördert wird
 - ° Auf der Ebene GESELLSCHAFTLICHER STRUKTUREN geht es darum, gesellschaftliche Lern- und Veränderungsprozesse in Gang zu setzen. Die Fortbildung soll den TeilnehmerInnen ermöglichen,
 - die Rolle der sozialen Bewegungen im gesellschaftlichen Ganzen wahrzunehmen und die eigene Aufgabe darin zu klären
 - typische Konflikte zwischen Institutionen und sozialen Bewegungen zu erkennen und sie als Lernchance zu nutzen
 - die Lern- und Veränderungserfahrungen mit der Kursgruppe modellhaft auf die Realität ausserhalb des Kurses anzuwenden.
-

KONZEPT UND METHODE

Als Arbeitsform stellen wir uns eine geschlossene Gruppe von 16 bis 20 TeilnehmerInnen vor, die über einen Zeitraum von etwa anderthalb Jahren zusammenarbeiten. Die angestrebten Ziele sind nur in einem längeren Prozeß der Infragestellung, Umorientierung und Erprobung neuer Verhaltensweisen zu erreichen. Die Abstände zwischen den Gruppentreffen sind so geplant, daß die Erfahrungen des Alltags genügend Gewicht erhalten können, um zum Thema in den Veranstaltungen zu werden. Das Projekt soll Praxis nicht ersetzen, sondern sie begleiten.

Im Hinblick auf die drei Zielebenen bedarf es dreier Lernwege:

- **SELBSTERFAHRUNG IN DER GRUPPE:** Selbsterfahrung im Sinne einer vertieften Auseinandersetzung mit dem eigenen In-der-Gruppe-Sein - nicht um einer isolierten Selbsterkenntnis willen, sondern um die eigene Praxis wirksamer werden zu lassen;
 - **KONFLIKTTTRAINING:** Die Gruppe bietet den TeilnehmerInnen die Möglichkeit, im Hier und Jetzt des Gruppenprozesses neue Erfahrungen im Umgang mit Konflikten zu machen und alte zu überprüfen. Auseinandersetzungen um die 'richtige' Überzeugung, das 'richtige' Vorgehen, um Macht, Einfluß, Führung und Verantwortung, um gelungene und mißlungene Einigungen sollen mit geeigneten Methoden als Lernmöglichkeiten genutzt werden;
 - **PRAXISBERATUNG:** In der Praxisberatung können Projekte und Experimente während der Fortbildungszeit begleitet werden; sie dient auch der Übertragung des Gelernten in die Praxis.
-

AUFBAU DER FORTBILDUNG

1. TREFFEN: POLITISCHE IDENTITÄT, MOTIVATIONS- UND ZIELKLÄRUNG

An diesem Treffen besteht die Möglichkeit, sich als Kursgruppe sowie das Leitungsteam in seiner Arbeitsweise kennenzulernen. Inhaltlich liegt der Schwerpunkt auf der Klärung der politischen Identität und der Motivation für die Teilnahme an der Fortbildung. Im Vergleich mit den Interessen und Zielen der anderen TeilnehmerInnen und des Leitungsteams soll die Entscheidung, ob die Fortbildung zum Zeitpunkt wirklich 'paßt', vorbereitet und schließlich verbindlich getroffen werden. Die Anmeldung für die gesamte Fortbildung erfolgt am Ende des 1. Treffens.

2. TREFFEN: GRUPPENPROZESSE IN POLITISCH ENGAGIERTEN GRUPPEN

In dieser Woche wird der Schwerpunkt auf der Entwicklung der Kursgruppe zu einer arbeits- und entscheidungsfähigen Gruppe liegen. Es wird um die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen politischen Auffassungen und Zielen, um die Feststellung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden gehen. Konflikte und gruppendynamische Prozesse, die dabei entstehen, sollen gemeinsam untersucht und zum Verständnis von typischen Prozessen in Basisinitiativen und politischen Gruppen genutzt werden.

3. TREFFEN: ENTSCHEIDUNGEN TREFFEN

Um die Praxisberatung verschiedener politischer Projekte zu beginnen, muß sich die Kursgruppe in arbeitsfähige Untergruppen aufteilen. Entscheidungen müssen getroffen werden, und es müssen geeignete Formen der Zusammenarbeit entwickelt werden. So können am eigenen Beispiel Prozesse der Interessenklärung und Entscheidungsfindung geprobt und reflektiert werden.

4. TREFFEN UND 5. TREFFEN: PRAXISBERATUNG

Bei diesen zwei Treffen stehen die Erfahrungen aus der politischen Alltagspraxis der TeilnehmerInnen im Mittelpunkt. Die Praxisberatung gilt der Reflexion und Entwicklung politischer Projekte, sie gilt auch persönlichen Fragen, die sich durch die Verunsicherung der alten Praxis und durch den Versuch, neue Wege zu gehen, ergeben haben.

6. TREFFEN: INTEGRATION UND ABSCHLUSS

In dieser Woche wollen wir die Erfahrungen aufarbeiten, die in der Fortbildung und in der Praxis seit Beginn des Projekts gemacht wurden. Es geht um eine Bewertung und Verankerung im Selbstbild und um die Entwicklung und Stabilisierung von Perspektiven sowie um den Transfer in das gesellschaftliche und politische Feld. Es gilt auch, nach mehr als einem Jahr der Zusammenarbeit Abschied zu nehmen.

TERMINE

1. Treffen	11.-15.	Februar 1991
2. Treffen	8.-12.	April 1991
3. Treffen	27.-30.	Juni 1991
4. Treffen	27.-29.	September 1991
5. Treffen	15.-17.	November 1991
6. Treffen	6.-11.	April 1992

ORT

Ev. Heimstätte Leuenberg, CH-4434 Hölstein. Tel.: 061 / 951 14 81. Die Heimstätte liegt etwa 20 km von Basel entfernt.

LEITUNG

Thomas Bein, lic.phil.I, Studienleiter in der Heimstätte Leuenberg, Tel.: 061/951 14 81.
Ute Volmerg, Dr.phil., Trainerin für Gruppendynamik im Deutschen Arbeitskreis für Gruppentherapie und Gruppendynamik, freie Mitarbeiterin in der Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung (Frankfurt/Main), Tel.: 07734/2727.

KOSTEN:

1. Treffen:	pro Vollpensionstag im Doppelzimmer	Fr. 62.— / DM 74.—
	pro Vollpensionstag im Einzelzimmer	Fr. 72.— / DM 86.—
	Kursbeitrag:	Fr.200.— / DM 240.—

Für die weitere Teilnahme an der Fortbildung:

	pro Vollpensionstag im Doppelzimmer	Fr. 62.— / DM 74.—
	pro Vollpensionstag im Einzelzimmer	Fr. 72.— / DM 86.—
	Kursbeitrag für die weitere Fortbildung	Fr.800.— / DM 960.—

Bei Bedarf können zwei Freiplätze (Kursgeld) eingerichtet werden. Ermäßigung bei Vollpensionskosten ist möglich.

ANMELDUNG

Wenn Sie an der Fortbildung teilnehmen wollen, so schreiben Sie uns bitte einen Brief mit Angaben zu Ihrer Person (Vorname, Name, Adresse, Tel., Alter, gegenwärtige Berufsausübung) und schreiben Sie uns, welches Ihre persönlichen Motive für die Teilnahme an dieser Fortbildung sind.

Anmeldung bitte bis spätestens zum 15. Dezember 1990 an: Heimstätte Leuenberg, Thomas Bein, CH-4434 Hölstein.

ISBN 3-926197-96-X